9/1986 PREIS 0,80M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Zukunft in guter Hand

Bildbericht vom XI. Parteitag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands

Das Wort der Partei gilt:

Alles zum Wohle des Volkes

XI. PARTEITAG DER SED
17.—21. APRIL 1986

Fünf Tage im April. Im Palast der Republik, im Herzen unserer Hauptstadt, wurde der Kurs für die qualitativ neue Etappe bei der Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft in der DDR bis 1990 mit Blick aufs Jahr 2000 beraten und beschlossen. Dem Wohle des Volkes zu dienen, ist Ziel aller anspruchsvollen Vorhaben. Ein großes Kollektiv von mehr als zweieinhalbtausend Genossen, Arbeiter und Bauern, Wissenschaftler und Künstler, Jugendliche und Parteiveteranen, Mandatsträger der 2,3 Millionen zählenden Partei der Arbeiterklasse, erörterten in einem schöpferischen Erfahrungsaustausch das Erreichte und das zu Erreichende. Einheitlich und geschlossen, mit Schwung und Optimismus. Sie alle stimmten mit Erich Honecker überein, der im Bericht an den XI. Parteitag der SED feststellte: „Unsere Partei hat Wort gehalten. Wir haben die Beschlüsse des X. Parteitages erfüllt." Die Tatkraft der Partei und das Vertrauen der Werktätigen in ihre Politik ist auch das Unterpfand für unseren weiteren Weg. Die Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik bleibt Kern der ökonomischen Strategie.

Unerschütterlich ist der Bruderbund mit dem Lande Lenins und den Ländern der sozialistischen Staatengemeinschaft. Gemeinsam packen wir Zukunftsaufgaben an zur Meisterung von Wissenschaft, Technik und Produktion.

Je stärker wir den Sozialismus machen, um so fester wird der Frieden sein, denn der Frieden ist oberstes Gebot.

Das höchste Forum der SED fand große internationale Beachtung. Kampfgefährten, Freunde, Abgesandte von 143 kommunistischen und Arbeiterparteien, von revolutionärdemokratischen, sozialistischen und sozialdemokratischen Parteien aus mehr als 100 Ländern überbrachten solidarische Grüße. An der Spitze der KPdSU-Delegation stand der Generalsekretär des ZK, Genosse Michail Gorbatschow. Von der Tribüne in der Stadt des Friedens Berlin unterstrich er die erste Pflicht der Kommunisten in der Gegenwart, alles zu tun, um ein nukleares Inferno zu verhindern.

Einstimmig wählte der XI. Parteitag die leitenden Organe der SED. Erich Honecker wurde erneut zum Generalsekretär des Zentralkomitees gewählt. Weitreichende Beschlüsse wurden gefaßt, die Fünfjahrplan-Direktive bestätigt und zur öffentlichen Diskussion gestellt. Das Echo aus allen Teilen des Landes beweist, daß die hochgesteckten Ziele der Partei zutiefst den Interessen des Volkes entsprechen. Sie werden als Herausforderung an die Schöpferkraft aller Werktätigen verstanden und von ihnen mit Elan in Angriff genommen.

Die SED ist die Partei der Arbeiterklasse und des ganzen Volkes, sie kommt aus dem Volk, sie gehört zum Volk und stellt ihre ganze Kraft in den Dienst am Volk. Als bewußter, organisierter Vortrupp der Arbeiterklasse und aller Werktä-

tigen lenkt und mobilisiert sie das Schöpfertum und die Initiative der Massen bei der Gestaltung eines Daseins, in dem der Mensch ein Mensch sein kann und ihm die Früchte seiner Arbeit selbst zugute kommen.

Erich Honecker, Aus dem Bericht des Zentralkomitees an den XI. Parteitag der SED

Wollen heut' das Morgen bau'n...

Der Berliner Marx-Engels-Platz im Schmuck der Jugend. Mädchen und Jungen im Blauhemd der FDJ waren aus allen Teilen unseres Landes in die Hauptstadt gekommen. Ihr Gruß galt der Partei der Arbeiterklasse, der sie danken wollten für eine Politik, die ihnen glückliche Gegenwart und Zukunft gibt. Sprechchöre und Hochrufe, Gesang und Fanfarenklänge – eine Manifestation der Lebensfreude: Hier ist unser sozialistisches Vaterland. Hunderttausend versammelten sich, um zu berichten, was geleistet wurde. Eine Delegation des Jugendverbandes übergab Erich Honecker eine übervolle Kassette (Foto links): Die Ziele, die sich die Jugendfreunde im Thälmannaufgebot gestellt hatten, sind erreicht und überboten worden. Über 2,3 Millionen persönliche Aufträge wurden erfüllt. Und sie sind bereit, dem Ruf des XI. Parteitages zu folgen und mit weiteren schöpferischen Leistungen zur Stärkung des Sozialismus beizutragen. Sie wollen den revolutionären Traditionen der unvergessenen Kämpfer gegen Krieg und Faschismus, den Aktivisten der ersten Stunde und den Helden des sozialistischen Aufbaus folgen. „An der Seite der Genossen woll'n wir heut' das Morgen bau'n", schallte es weit über Berlin. Dazu braucht es den Frieden, wie der Frieden das tägliche Engagement am Arbeitsplatz braucht. Und es war wie ein Appell an alle Menschen guten Willens, für eine Welt ohne Atomwaffen zu kämpfen, als gesungen wurde: „Wir sind schon viele – doch der Frieden braucht mehr."

Seit dem X. Parteitag hat sich vieles in unserem Land und in der Welt verändert. Die internationale Lage hat sich durch den Hochrüstungs- und Konfrontationskurs maßgeblicher Kreise der USA und der NATO zugespitzt. Angesichts dieser die Existenz der Menschheit bedrohenden Vorgänge sah und sieht es unsere Partei als entscheidende Aufgabe an, durch ihr Tun und Handeln ihren Beitrag zur Minderung der Kriegsgefahr zu leisten. Bei Begegnungen mit Persönlichkeiten des Westens unterschiedlichster politischer Richtungen wurde im Rahmen des Dialogs nach Wegen gesucht, dies zu erreichen. Rückblickend kann man sagen, daß unsere Politik von unserem Volke gut verstanden worden ist und sich auf die internationale Situation, auf das Eintreten für friedliche Perspektiven günstig ausgewirkt hat.

Eine neue Etappe in unserer Friedenspolitik eröffnen das initiativreiche Herangehen der Sowjetunion an die weltpolitischen Fragen, ihre umfassenden Programme für die Befreiung der Welt von allen Atomwaffen bis zum Jahr 2000 und für die Schaffung eines Systems der internationalen Sicherheit.

Erich Honecker,
Aus dem Bericht des Zentralkomitees
an den XI. Parteitag der SED

...ins neue
Jahrtausend
atomwaffenfrei
FDJ

Die nächsten fünf Jahre

- **Im Zeitraum des Fünfjahrplans ist vorgesehen, ein Nationaleinkommen von 1,3 Billionen Mark zu erzeugen, 90 Prozent davon sollen durch die Steigerung der Arbeitsproduktivität erwirtschaftet werden.**
- **Der Mensch im Sozialismus wird immer mehr zum Beherrscher der Technik:**

– 1,2–1,3 Millionen Arbeitsplätze werden neu- und umgestaltet.
– Für 440 000 bis 450 000 Werktätige werden Arbeitserschwernisse beseitigt.
– 85 000 bis 90 000 CAD/CAM-Arbeitsstationen sind einzurichten. Durch automatisierte Vorbereitung und Steuerung der Produktion sollen Produktivitätssteigerungen bis zu 500 Prozent erreicht werden.
– 75 000–80 000 neue Industrieroboter werden zur Rationalisierung der Betriebe auf hohem Niveau beitragen.

- **Bis 1990 wird die Wohnungsfrage als soziales Problem gelöst: – 1 064 000 Wohnungen sind neu zu bauen oder zu modernisieren.**
- **Zur weiteren Transportoptimierung werden 1500 Kilometer Hauptstrecken der Eisenbahn elektrifiziert und die Transporte der Binnenschiffahrt um 7 Millionen Tonnen gesteigert.**
- **Die Produktion und das Angebot von industriellen Konsumgütern für die Versorgung der Bevölkerung und den Export sind auf 130–132 Prozent, darunter neuentwickelter Erzeugnisse auf 145–150 Prozent, zu steigern.**
- **Die Dienstleistungen und Reparaturen sollen auf 128,1 Prozent erhöht werden.**
- **Die Nettogeldeinnahmen der Bevölkerung werden sich auf 121–122 Prozent erhöhen, der Einzelhandelsumsatz wird jährlich um 4 Prozent wachsen, bei Industriewaren um 5,3 Prozent.**
- **In der landwirtschaftlichen Produktion wird ein Hektarertrag von 50–52 Dezitonnen Getreideeinheiten angestrebt.**
- **Die Forstwirtschaft hat insgesamt 55 Millionen Kubikmeter Rohholz bereitzustellen, gleichzeitig sind mindestens 125 000 Hektar aufzuforsten.**
- **Bis 1990 sind 918 000 qualifizierte Facharbeiter auszubilden.**
- **Die Technischen Hochschulen in Karl-Marx-Stadt und Magdeburg sind zu Technischen Universitäten zu entwickeln.**
- **105 000 neue Kindergartenplätze und 45 000 Krippenplätze werden geschaffen.**
- **Ab Mai 1986 erhalten Mütter bereits nach Geburt ihres ersten Kindes ein bezahltes Babyjahr.**
- **Bei zwei Kindern wird die bezahlte Freistellung zur Pflege erkrankter Kinder gewährt.**
- **Ehekredite für junge Ehen werden auf 7000 Mark erhöht, die Altersgrenze dafür von 26 auf 30 Jahre angehoben.**
- **Kindergelderhöhung ab Mai 1987: von 20 auf 50 Mark beim ersten Kind, beim zweiten auf 100 Mark und ab drittem Kind auf 150 Mark monatlich.**
- **Im Mittelpunkt der sozialistischen Integration mit der UdSSR und den anderen sozialistischen Ländern stehen die Entwicklung von Schlüsseltechnologien, neuer Erzeugnisse mit Weltniveau sowie die Zusammenarbeit bei der Konsumgüter- und Nahrungsmittelproduktion.**
- **Der vereinbarte gegenseitige Warenaustausch mit der Sowjetunion beträgt über 380 Milliarden Mark.**
- **Die Rohstoff- und Energieträger-Lieferungen der UdSSR decken zum großen Teil den Importbedarf der DDR.**
- **Der Export in das sozialistische Wirtschaftsgebiet wird auf 129 Prozent anwachsen.**

Aus der von Willi Stoph begründeten Direktive zum Fünfjahrplan 1986–1990

Dekret des Friedens im Atomzeitalter

Im Foyer des Palastes der Republik: **Karl-Heinz Schulmeister,** Erster Bundessekretär des Kulturbundes der DDR (im Foto rechts). FREIE WELT fragte ihn, welche Gedanken ihn ganz besonders bewegen, was ihn während der Beratungen vor allem beeindruckt hat: „Der Parteitag konnte auf Grund der Leistungen unserer Bürger eine großartige Bilanz ziehen, und wir alle sind stolz auf diese gute und bewährte Politik. In vier Jahrzehnten ist unser Land aus Ruinen auferstanden, und unter der Führung der Partei der Arbeiterklasse wurde ein gewaltiges Aufbauwerk vollbracht. Unser Land wird von seinen Freunden geschätzt und, wie Erich Honecker erklärte, selbst die Feinde können unsere Errungenschaften nicht übersehen. Unser XI. Parteitag stand im Zeichen des Kampfes für eine friedliche Welt. Mit Hochachtung wurde von allen Delegierten und Gästen über die Politik der friedlichen Koexistenz, über die Begegnungen mit führenden Politikern westlicher Länder, gesprochen, die Erich Honecker in den letzten Jahren so eindrucksvoll führte. Ich bin davon überzeugt, daß die neuen Friedensvorschläge im Bericht des ZK uns zu neuen Taten motivieren werden. Es vertieft sich immer mehr die Einsicht, daß ein starker Sozialismus der beste Garant für die Erhaltung des Friedens ist. Ein bedeutsamer Höhepunkt des XI. Parteitages war das Auftreten des von allen Bürgern unseres Landes so geachteten Generalsekretärs des ZK der KPdSU Michail Gorbatschow. Mit großer Genugtuung und Freude wurde die neue Initiative zum Abbau der konventionellen Rüstung und der Streitkräfte vom Atlantik bis zum Ural begrüßt. Die Berliner Rede von Michail Gorbatschow, die ein weltweites Echo gefunden hat, bestätigt wiederum, daß von der Sowjetunion der Friede ausgeht und niemand in der Welt von ihr bedroht wird! Es ist historische Tatsache, was Thomas Mann 1938 aussprach, daß von ‚Rußland keine Bedrohung dessen ausgeht, worauf alles ankommt, nämlich des Friedens und daß es nicht Rußland ist, das Europa zwingt, ungeheure Mittel den Friedenszwecken zu entziehen'. Die Sowjetunion hat mit ihren Vorschlägen reale Wege zur Erhaltung des Friedens und der Existenz der Menschheit gewiesen. Das Dekret des Friedens im Atomzeitalter – das sowjetische Programm vom 15. Januar '86 – hat das Weltgewissen in Aufruhr gebracht und viele neue Kräfte für den Friedenskampf mobilisiert. Unser XI. Parteitag hat den weiteren Kurs abgesteckt und ist nun für alle ein sicherer Kompaß."

„Speiche" aus dem Ural

Palast der Republik, Großer Saal, Hochparkett 4, links, Reihe 11, Nummer 13. Das war der Platz von **Frank Rittweger** (Foto unten). Seine Reise führte über 4000 Kilometer Schienenstrang und Luftweg nach Berlin – der leichteste Teil seines Weges zum Parteitag. Davor lagen Mühen durch Sumpf, Schnee und Staub. Frank Rittweger – seine Kollegen kennen ihn eigentlich nur unter dem Spitznamen Speiche – ist Schweißer und Brigadier am Zentralen Jugendobjekt Erdgastrasse in der UdSSR, Held der Arbeit – einer von 7489, die im Ural, im östlichsten der drei Abschnitte des Erdgasleitungsbaus in der Sowjetunion arbeiten. Die Ergebnisse im Thälmann-Aufgebot: Drei Verdichterstationen wurden in Betrieb genommen und übergeben, weitere zwei Stationen sind für die Inbetriebnahme vorbereitet. Unsere Bauleute überreichten an sowjetische Familien Schlüssel für 540 Wohnungen, 60 Kilometer Rohrleitungen wurden komplett verlegt… 60 Kilometer – davon allein 33 seit Jahresanfang und davon wiederum gut 20 Kilometer durch schier grundlose Sümpfe. „Der Frühling kam in diesem Jahr zu früh in den Ural", erzählt Frank Rittweger. „Plötzlich versank alles im Schlamm. Unsere Ziele drohten wegzuschwimmen. Wir mobilisierten alle und alles. Die besten Leiter

wurden an Schwerpunkten eingesetzt, zeitweilige Stoßbrigaden der FDJ gebildet, Kollektive von anderen Baustellen leisteten sozialistische Hilfe. Wir stellten unseren Arbeitsrhythmus auf 24-Stunden-Schichten um, rechneten jede Tagesleistung ab, kamen kaum aus den Stiefeln, bis wir unser Vorhaben geschafft hatten." Für Frank Rittweger war der Parteitag Höhepunkt und Abschluß seiner mehr als dreijährigen Trassenzeit. „Aber andere werden die Arbeit fortsetzen, die so wichtig ist für den Rohstoffbedarf unseres Landes bis ins neue Jahrtausend hinein. Wir haben an der Trasse tagtäglich erlebt und erfahren, wie die immer engere Verflechtung der Volkswirtschaften unserer Länder in der Praxis aussieht und wie sich die Annäherung zwischen unseren Völkern vollzieht. Für meine künftige Arbeit in Luckenwalde nehme ich vom Parteitag den Auftrag mit, effektiver zu bauen und das Material rationell zu nutzen – und dabei den Elan von der Trasse nicht zu vergessen."

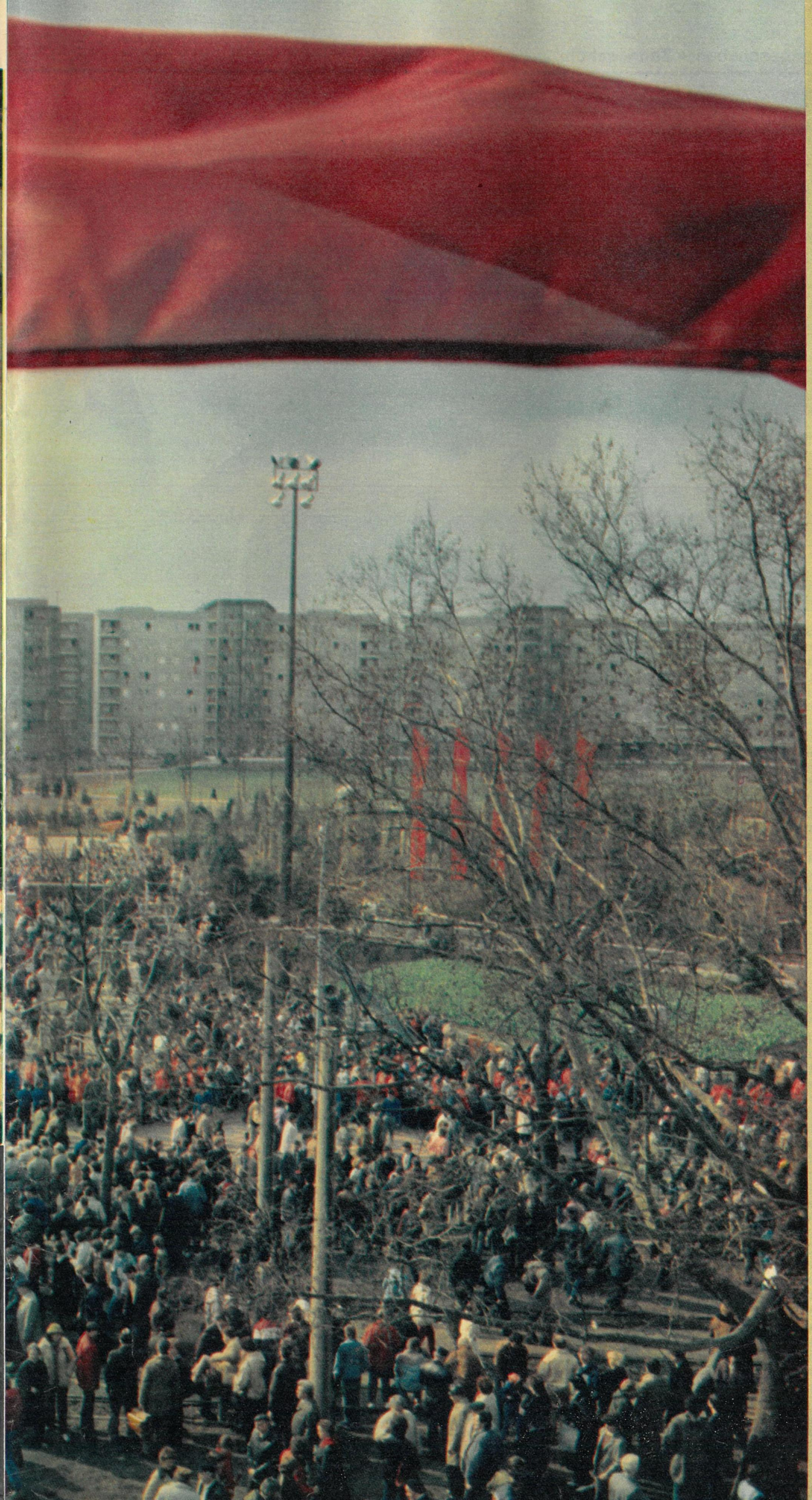
Bis bald, Genosse Direktor!

Wir trafen ihn kurz nach dem Mittagessen, das die Suhler Delegation in der Kongreßhalle am Alex einnahm. Die Zeit war knapp, es blieb gerade mal der kurze Spaziergang zurück zur Tagungsstätte.
Ein paar Stichworte über dich?

Wendelin Simonis (Foto links), 38 Jahre alt, von 1966–1972 Studium der Konstruktion elektronischer Rechenanlagen in Leningrad, seit 1984 Direktor für Forschung und Entwicklung im VEB Robotron-Elektronik Zella-Mehlis, Delegierter des X. und des XI. Parteitages der SED.
Dein stärkster Eindruck vom „Elften"?
Freude über unsere erfolgreich verwirklichten Beschlüsse, die ich ja als Delegierter des X. Parteitages mit gefaßt habe – und eine klare Orientierung, wie es weitergeht.
Und wie geht es weiter, ganz konkret für dich und deinen Betrieb?
Als Produzent von Baugruppen der Mikrorechentechnik sind wir aufgefordert, in den nächsten Jahren einen weit größeren Beitrag zur Stärkung unserer Volkswirtschaft zu leisten. Unserem Kollektiv wurde von Partei und Regierung eine besondere Aufgabe zur Sicherung der CAD/CAM-Technik gestellt: Wir müssen kurzfristig leistungsfähige Datenspeicher entwickeln und in hohen Stückzahlen bereitstellen. Dabei geht es um die Umsetzung gleich mehrerer Hochtechnologien.
Ihr habt euch auch außerhalb unseres Landes einen guten Namen gemacht, als Lieferant zum Beispiel von Systemen der Produktionsdatenerfassung, die wesentlich zur Effektivitätssteigerung in der sowjetischen Automobilindustrie beitragen …
Darüber sind wir froh. Vor einigen Tagen erst war der stellvertretende Generaldirektor des KAMAS-Lastwagenwerkes mit einer Delegation bei uns, da haben wir über die Vertiefung der Zusammenarbeit gesprochen. Seit Monaten lösen sich Gruppen sowjetischer Spezialisten bei uns ab, die wir in der Anwendung unserer Technik und im Kundendienst ausbilden. Wäre das nicht was für FREIE WELT und ihre Leser? Seht es euch selbst an, ihr seid herzlich eingeladen.
Abgemacht. Bis gleich nach dem Parteitag bei Robotron in Zella-Mehlis.

Vom XI. Parteitag der SED berichteten:
Texte – Ina Stritzke, Fritz Jahn, Hajo Obuchoff, Wolfgang Scheel; Fotos: Detlev Steinberg (4), Peter Meißner, Volker Hohlfeld, Klaus Oberst, Eberhard Klöppel, ZB/Mittelstädt;
Titelfoto: Detlev Steinberg

XI. PARTEITAG DER SED



Parkansichten: „Herr Thälmann und ich“

Das ist der Blick, den Frau Nanke am 15. April 1986 gegen 16 Uhr 10 aus dem Fenster ihrer guten Stube hatte. Seit 33 Jahren schon wohnt sie in der Greifswalder Straße. Und immer war da diese andere Aussicht: eine rote Ziegelmauer, Fabrikgebäude von Teer und Ruß geschwärzt, Rauchschwaden darüber, die dem Jungen wie der Tochter auf die Bronchien gingen, als sie noch klein waren.

1981 wurde das Gaswerk stillgelegt, 1982 begann der Abriß. Meter um Meter kam mehr Sonne ins Wohnzimmer, Stück um Stück sah die parteilose Schneiderin, spätere Postscheckamtsmitarbeiterin und jetzige Rentnerin einen Parteitagsbeschluß Gestalt annehmen. Haus für Haus, Baum für Baum, Blume für Blume. Mittendrin das Denkmal Ernst Thälmanns.

1366 Wohnungen für 3800 Einwohner sind im Thälmannpark entstanden, dazu Schule, Turnhalle, Kindergärten, Kulturhaus, Schwimmhalle, Gaststätten, Läden. In einem Arbeiterbezirk, der einstmals für seine lichtlosen Hinterhöfe und ein Obdachlosenasyl mit Massenbetrieb bekannt war. Insgesamt konnten in den letzten fünf Jahren zwischen den beiden Parteitagen 322 000 Berliner ihre Wohnverhältnisse verbessern, es wuchsen drei Stadtbezirke in den Größenordnungen von Großstädten. Mehr als 60 Prozent der Neubauwohnungen wurden von Arbeiterfamilien bezogen, jede fünfte an ein junges Ehepaar vergeben. „Damit“, so Erich Honecker auf der Einweihungskundgebung, „handeln wir ganz im Sinne Ernst Thälmanns, der bereits im Sommer 1919 erklärte, daß die Lösung der Wohnungsfrage nur in der Weise erfolgen kann, alle Wohnungen so zu bauen, daß alle modernen Errungenschaften nicht mehr einer kleinen Minderheit zugute kommen, sondern der Allgemeinheit.“

„Soll ich Ihnen was verraten“, sagte Frau Nanke unserem Fotografen über die Schulter, „wir haben an ein und demselben Tage Geburtstag, Herr Thälmann und ich. Er hundert, ich fünfundsiebzig Jahre …“ Jetzt freut sich die alte Dame auf den Rhododendrenhain im Park unter ihrer guten Stube, wo einst die Gaskokerei stank. Die Bauleute sind weitergezogen. Denn der XI. Parteitag der SED beschloß: In diesem Fünfjahrplan ist vorgesehen, weitere 1 064 000 Wohnungen neu zu bauen oder zu modernisieren. Auf diese Weise wird bis 1990 in unserer Republik die Wohnungsfrage als soziales Problem gelöst und so ein altes Ziel der revolutionären Arbeiterbewegung Wirklichkeit.

● Wörtlich

SDI ist eine Perversion der Wissenschaft, der größte Wahnsinn, den Menschen jemals erfunden haben. Vor allem aus dem Grund, weil diese Unsummen, die das Projekt kosten soll, zur Beseitigung des Hungers in der Welt eingesetzt werden könnten.

Prof. Dr. Norbert Greisnacher, Universität Tübingen, BRD

● Kurz berichtet

Zu Ehren des 100. Geburtstages von Ernst Thälmann ist in der Sowjetunion eine 10-Kopeken-Briefmarke erschienen.

Im KOH-I-NOOR-Werk in Dačice in der ČSSR wurde eine neue Halle übergeben, in der jährlich eine halbe Milliarde Kugelschreiberminen produziert werden können. Ein wesentlicher Teil ist für den Export bestimmt.

Rund 600 Tonnen Pfeffer – 100 Tonnen mehr als 1985 – sollen in diesem Jahr auf der westlich der Südspitze Vietnams gelegenen „Pfefferinsel" Dao Phu Quoc geerntet werden.

In der Kirgisischen SSR ist jetzt die 100 Kilometer lange Hochspannungsleitung Ugut – Ala-Buka – Makmal in Betrieb genommen worden. Sie soll die weitere Erschließung des Tienschan und die Stromversorgung entlegener Rayons unterstützen.

Im Zoo von Chongqing in der chinesischen Provinz Sichuan gelang es in den letzten acht Jahren, 19 Südchinesische Tiger zu züchten. Von dieser vom Aussterben bedrohten Art leben noch etwa 40 Tiere in freier Wildbahn.

Als weltweite Kuriosität gilt das Budapester Fahrstuhl-Museum. Neben Fahrstühlen aus dem 19. und 20. Jahrhundert, aus ganz Ungarn zusammengetragen, sind Zeichnungen und Schnitzereien zur Entwicklung dieses Gefährts seit der Antike zu bewundern.

Fotos: ZB/TASS

Katja, der Friedensbote

In Sachen Frieden und Freundschaft war sie zwei Wochen lang unterwegs in den USA: Katja Lytschowa, elfjährige Schülerin aus Moskau, Mitglied des Klubs der internationalen Freundschaft am hauptstädtischen Pionierpalast. Sie hatte vor kurzem den „Samantha-Smith-Preis" der amerikanischen Organisation „Kinder für den Frieden" verliehen bekommen. Wie die sowjetische Presse berichtete, war Katja (Foto rechts mit ihrer Mutter) jetzt gemeinsam mit Mitgliedern des sowjetischen Friedenskomitees in fünf amerikanischen Städten – New York, Washington, Chicago, Houston und Los Angeles. Im Auftrag der sowjetischen Kinder, um deren Wunsch nach Verständigung zwischen den Völkern zu demonstrieren. Auch, weil sie das amerikanische Mädchen Samantha Smith ehren wollte, das sie vor drei Jahren an ihrer Moskauer Schule willkommen heißen konnte. Samantha, die im letzten August bei einem Flugzeugunglück ums Leben kam, hatte 1983 eine Friedensbotschaft an die sowjetische Parteiführung geschrieben und war daraufhin zu einer Reise durch die UdSSR eingeladen worden. Katjuscha, in den USA auch die „sowjetische Samantha" genannt, hatte jetzt ihrerseits Gelegenheit zu vielen Treffen im fremden Land. Als kleiner Botschafter des Friedens überbrachte sie im Weißen Haus eine selbstgebastelte Puppe, deren Gesicht einem lachenden Erdball gleicht, auf dem Kinder im Frieden glücklich sein sollen (Foto oben). Die Gründerin der Organisation „Kinder für den Frieden", Patricia Montandon, sagte dazu: „Die ‚Friedensreise' Katjas soll als ein aktiver Beitrag zur Völkerverständigung aufgefaßt werden." Mit ihrer ständigen Begleiterin, der zehnjährigen Star Rowe aus San Francisco, war Katja zu Gast bei der Mutter von Samantha Smith, bei Bürgermeistern und Stadträten am jeweiligen Reiseort. Die Mädchen besuchten beliebte Erholungsstätten ihrer amerikanischen Altersgefährten und zahlreiche Schulen, zum Beispiel eine Grundschule im Nordosten Washingtons. Schnell war hier der Kontakt hergestellt, als das sowjetische Mädchen sich dem Reigen anschloß, den die jungen Washingtoner ihr zu Ehren nach einer russischen Weise eingeübt hatten. Die Kinder sprachen hinterher lange miteinander – ohne Dolmetscher, denn Katja lernt englisch – über die Schule, ihr Zuhause, ihre Freunde. „Die amerikanischen Kinder sind wie wir", sagte Katja Lytschowa bei ihrer Rückkehr in Moskau, „sie wollen keinen Krieg, keinen Hunger. Sie wollen, daß die Menschen glücklich sind und daß die Kinder in Frieden lernen und spielen können. Übrigens haben sie die gleichen Spiele wie wir, nur die Namen sind anders. Ich bin froh, so viele neue Freunde gefunden zu haben, deren Grüße, Geschenke und Adressen ich den sowjetischen Kindern jetzt mitbringe."

Gaby Wehrmann

Kodex zur Weltschiffahrt

Auskünfte für FREIE WELT gab Prof. Dr. Bruno Jenssen, Ingenieurschule für Seefahrt Warnemünde/Wustrow, Sektion Seewirtschaft.

Wenigstens jedes vierte Schiff auf den Weltmeeren fährt unter einer „Billigen Flagge". Große Seeleute-Gewerkschaften, gleichfalls Regierungen vieler Länder, auch der sozialistischen, wenden sich gegen die Praxis, bestehende Normen der Weltschiffahrt – zum Beispiel hinsichtlich der Schiffssicherheit oder von Heuer-Tarifen – zu unterlaufen. Warum?

Weil die negativen Auswirkungen dieses „Phänomens" der kapitalistischen Handelsschiffahrt den internationalen Wettbewerb der Reeder und Flotten verzerren. Insbesondere bringt es Nachteile für die Entwicklungsländer. Die Methode führt zu einer rücksichtslosen Ausbeutung der Seeleute auf solchen Schiffen und auch – wie viele schwere Seeunfälle zeigen – zu einer ernsthaften Gefährdung der Seefahrt und der maritimen Umwelt.

Im Grunde erwerben gewisse Reeder die Zulassung, ihr Schiff auf See einzusetzen, bei „Billig-Flaggen"-Ländern wie Liberia oder Panama quasi für ein Butterbrot. Und diese Länder zwingen sie nicht, sich an allgemein gültige Rechtsvorschriften zu halten. Das Problem besteht schon lange. Weshalb gab es schließlich in der internationalen Schiffahrt eine weltweite Debatte?

Die Auseinandersetzungen zwischen denen, die auf die Abschaffung der „Billigen Flaggen" drängen, und denen, die daraus ihren Nutzen ziehen, spitzten sich vor allem deshalb so zu, weil der unter „Billigen Flaggen" registrierte Schiffsraum rapide zunahm. Zwischen 1965 und 1980 hatte er sich mehr als verdoppelt – bis zu einem Anteil von 31 Prozent an der Welttonnage.

Es debattierten Expertengruppen, es tagten Spezialkonferenzen... Wie war es dazu gekommen?

Die III. UNO-Konferenz für Handel und Entwicklung (UNCTAD) hatte 1972 das Thema auf die Tagesordnung gebracht, denn das Problem war immer prekärer geworden. Die zehnjährige Diskussion ergab, daß die überwiegende Mehrheit der UNO-Länder die Praktiken um die „Billigen Flaggen" eindeutig ablehnte. So kam es zum Beschluß der Vollversammlung vom 20. November 1982, die „Konferenz der UNO über die Bedingungen der Registrierung von Schiffen" einzuberufen. In der Zeit von Juli 1984 bis Februar 1986 hielt sie insgesamt vier Sitzungen ab.

Sie waren Mitglied der DDR-Delegation, Vizevorsitzender des Redaktions-Komitees, konnten daher das Ringen um die Vereinbarungen – eine Art Kodex – unmittelbar miterleben. Ist es ein Kompromiß?

Ja, und die angenommene Konvention stellt einen großen Erfolg dar, obwohl mit ihr kein internationales Instrument erreicht wurde, das die „Billigen Flaggen" generell abschaffen würde. Sie ist ein wichtiger Schritt auf dem schwierigen Weg, die Bedingungen in der Welthandelsschiffahrt so zu gestalten, daß sie künftig auf einer gerechteren Grundlage basieren. Das Wesentliche an der Übereinkunft ist, daß mit ihr eine Lücke im bestehenden Seevölkerrecht geschlossen wird. Denn erstmals wird gefordert, daß eine wirklich ökonomische Beziehung zwischen Flaggenstaat und Schiff vorhanden ist, daß ein nationaler Anteil am Eigentum des Schiffes, seiner Besatzung sowie am Management des Schiffahrtbetriebes besteht.

Die Konvention ist UNO-Dokument, aber sie ist noch nicht verbindlich...

Bereits in Genf wurde sie von Delegationen aus 85 Ländern gezeichnet, darunter auch von sozialistischen Ländern. Vom 1. Mai an – bis zum 30. April nächsten Jahres – liegt die Konvention beim Generalsekretär der UNO in New York zum Beitritt für alle Länder auf. Sie tritt ein Jahr, nachdem 40 Staaten – die mindestens 25 Prozent der Welthandelstonnage repräsentieren – beigetreten sind, in Kraft.

Interview: Helmuth Pelzer

An der Bilanz mitgeschrieben

Wer in den Tagen des XI. Parteitages der SED das Zentrale Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Berlin besuchte, wird dort mit Interesse eine Ausstellung der Freundschaftsgesellschaft betrachtet haben. Wort- und Bilddokumente als Zeugnis dafür, daß auch die über sechs Millionen Mitglieder an der so großartigen Bilanz, wie sie nur wenige Schritte von hier entfernt, im Palast der Republik, gezogen wurde, mitgeschrieben haben (Foto unten: Vizepräsident Heinz Kuhrig und weitere Gäste bei der Eröffnung). Die Freundschaftsgesellschaft, so auch der Leitgedanke der Ausstellung, ist treuer Kampfgefährte der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Um den Bruderbund mit dem Lande Lenins, der auf dem Parteitag so nachdrücklich bekräftigt wurde, weiter festigen und vertiefen zu helfen, haben über eine halbe Million Bürger unserer Republik die Freundschaftsgesellschaft als organisierte Mitglieder gestärkt. 1600 neue Grundeinheiten wurden gebildet; besonders auf dem Lande, in Produktionsgenossenschaften des Handwerks und in städtischen Wohngebieten. Bürger aller Klassen und Schichten, unterschiedlicher Weltanschauung und Glaubensbekenntnisse kamen hinzu. Zu ihnen gehört u. a. die Genossenschaftsbäuerin Brigitte Wilz aus Schönbeck. Sie begründet diese Entscheidung damit, daß Frieden gleichbedeutend mit ihrem und dem Leben ihrer Kinder und der sechs Enkelkinder ist, daß man nur im Frieden die Felder bestellen und eine gute Ernte einbringen kann. Deshalb hat sie die Vorschläge des Generalsekretärs des ZK der KPdSU, Michail Gorbatschow, nicht nur begrüßt. Um den Frieden muß man kämpfen. Dabei möchte sie nicht abseits stehen. Da Frieden und ökonomische Stärkung unserer Republik untrennbar sind, leisten Mitglieder der Gesellschaft dazu ihren Beitrag. Bis zum XI. Parteitag hatten in enger Zusammenarbeit mit dem FDGB weitere Arbeitskollektive – über 30 000, davon 6000 Jugendbrigaden – den Kampf um den Ehrennamen „Deutsch-Sowjetische Freundschaft" aufgenommen. Erlebte Freundschaft – alle Bezirke hatten zu diesem Ausstellungsbereich Dokumente mit nach Berlin gebracht. Allein 1985 fanden über 80 000 Treffen mit sowjetischen Touristen, Spezialisten und mit Angehörigen der Sowjetarmee statt, 2,5 Millionen Teilnehmer stehen auf dieser Seite des großen Buches der Freundschaft. Die vielfältigen politischen und kulturellen Veranstaltungen, u. a. 200 000 Vorträge und Foren, zählten etwa 32 Millionen Besucher. Über 400 000 politische Gespräche und über 180 000 Dia-Ton-Vorträge halfen mit, die Friedenspolitik der Sowjetunion und unseres Landes deutlich zu machen. Die Mitglieder der Freundschaftsgesellschaft brachten in der Volksaussprache zum XI. Parteitag zum Ausdruck, daß sie alles tun werden, um die Beschlüsse des höchsten Forums der Partei der Arbeiterklasse mit großem Engagement und Ideenreichtum in die Tat umsetzen zu helfen. Auf den 40. Jahrestag der Gründung der Organisation im kommenden Jahr eingehend, erinnerte Heinz Kuhrig an die Worte des ersten Präsidenten unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates, Wilhelm Pieck, der auch Ehrenpräsident unserer Freundschaftsgesellschaft war, daß es die vorrangigste Aufgabe ist und bleibt, „die deutsch-sowjetische Freundschaft zur Herzenssache unseres Volkes zu machen".

Ina Stritzke

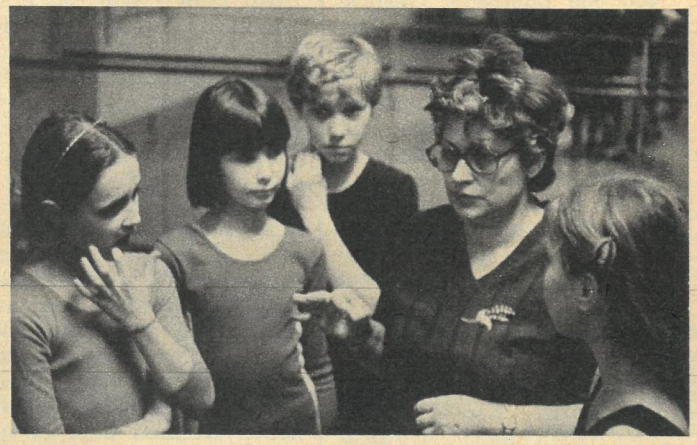
Die Weigel kam nach Moskau

1957: Ein klappriger alter Karren, gezogen von einer ausgemergelten, in Lumpen gehüllten Gestalt – „Mutter Courage" Helene Weigel versetzt Tausende Moskauer und Leningrader in wahre Begeisterung. „Das Leben des Galilei", „Der kaukasische Kreidekreis", „Pauken und Trompeten" – ihre ganz großen Inszenierungen, die dem sowjetischen Publikum die reiche Gedankenwelt Bertolt Brechts erschließen, haben die Künstler des „Berliner Ensembles" zu ihrem ersten Gastspiel in die Sowjetunion mitgenommen. Im gleichen Jahr applaudiert das Berliner Konzertpublikum hingerissen zwei Violinvirtuosen, deren Namen man in aller Welt mit höchster Achtung nennt: David und Igor Oistrach. Ein Jahr zuvor – am 26. April 1956 – war das erste „Abkommen zwischen der Regierung der DDR und der Regierung der UdSSR über die kulturelle und wissenschaftliche Zusammenarbeit" geschlossen worden. Diese Vereinbarung war von grundsätzlicher Bedeutung für eine kontinuierliche, gedeihliche Zusammenarbeit. Dem Chronisten muß es schwerfallen, aus der Ernte dieser dreißig fruchtbaren Jahre das auszuwählen, was zu den Höhepunkten gezählt werden sollte. Nennen muß er gewiß das erste Gastspiel der Komischen Oper 1959, das das sowjetische Publikum mit dem realistischen Musiktheater Walter Felsensteins bekannt machte. Er wird sich erinnern an die großen Erfolge sowjetischer Filmschöpfer bei uns, an den „Stillen Don", „Die Kraniche ziehen"... Nicht vergessen darf der Chronist den Studentenaustausch. 1957 schrieben sich die ersten 57 sowjetischen Studenten und Aspiranten an unseren Universitäten ein. Die ersten DDR-Bürger nahmen bereits 1951 ihr Studium in der Sowjetunion auf. Über 19 000 sind es inzwischen, die im Freundesland aus- bzw. weitergebildet wurden. Auch dazu gab es staatlich verbindliche Festlegungen. Heute hat jede Alma mater unseres Landes enge Beziehungen zu ihrer Partneruniversität in der UdSSR. Mit dem ersten Abkommen, auf dem später weitere Verträge aufbauten, begann vor dreißig Jahren, was seit langem Bestandteil eines regen geistig-kulturellen Lebens unserer beiden Völker ist.

Prof. Horst Schützler

Konzert der Fünfhundert

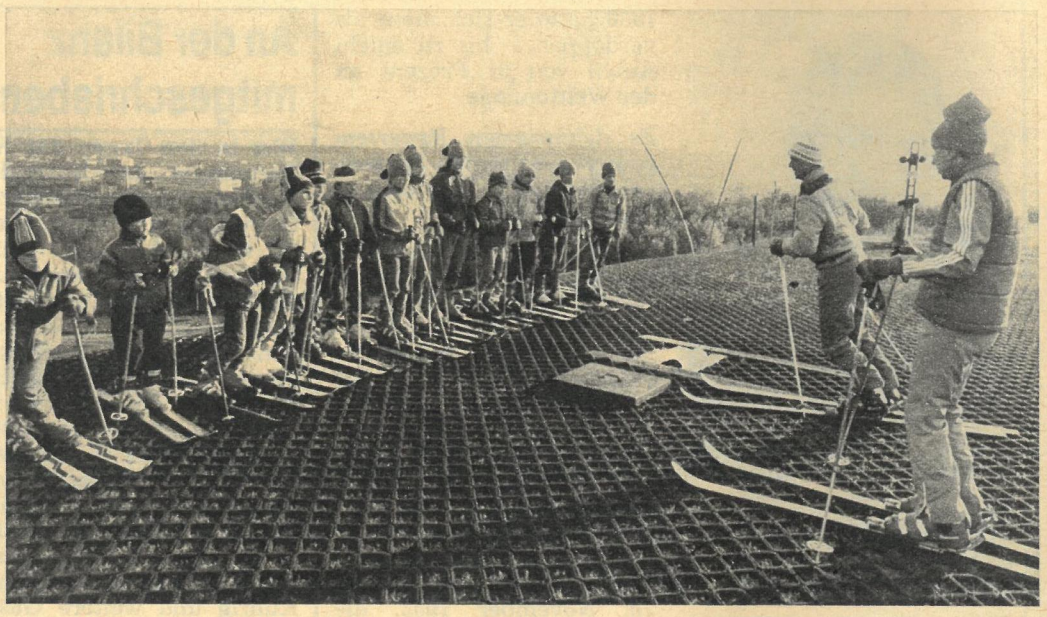
„Konzentration bitte! Wenn ich sage: Füße strecken, dann streckt ihr sie, bis es in den Zehenspitzen knackt!“ Energisch-behutsam leitet Erika Pieroh (Foto unten), Leiterin des Ensembles „Deutsch-Sowjetische Freundschaft“ in Leipzig, eine Probe der Kindertanzgruppe. Musik setzt ein. Die „Chefin“ ruft: „Also!“ Und durch den Saal hört man zwanzigfach einen einzig-leisen Knackser. Als FREIE WELT das auch über die Grenzen unserer Republik hinaus bekannte Ensemble besuchte, konzentrierten sich die Proben auf das bisher bedeutendste, dem XI. Parteitag der SED gewidmete Konzert… Vor zwei Jahren war es, als Edith Hennig, die verdienstvolle Leiterin des Vokalstudios, sagte: „Du mußt das machen.“ Und sie meinte



damit die Leitung des Ensembles durch Erika Pieroh, die nach dem Tod ihres Mannes, des hochgeachteten Dozenten des Lehrerinstituts und Ensemblegründers, vor die schwierige Aufgabe gestellt wurde, seinen Platz einzunehmen. Edith Hennig: „Keiner kann das besser.“ In der Tat: Die Begeisterung des ehemaligen Russischlehrers Horst Pieroh, entfacht durch die Eindrücke, die 1948 die Auftritte der „Alexandrows“ hinterließen, hatte sich nicht nur auf das zunehmend wachsende Ensemble, sondern auch auf die ganze Familie übertragen. Und Erika Pieroh, RFT-Fachverkäuferin mit Ballettschulabschluß, war seit 1958 dabei. Eine Annonce – „Tänzerinnen gesucht“ – ließ hier die Älteste von zehn Kindern des Leipziger Arbeiters Rudolf Schiffner nicht nur Tanzfreude, sondern auch Lebensglück finden. Zielstrebig forderte und fördere Horst Pieroh seine junge Frau. Große Bewährungsprobe: erstes Auslandsgastspiel 1970 in Kiew, im Oktober-Kulturpalast mit einer 30-Personen-Estrade auf einer Bühne so groß wie die des „Bolschoi“. Die Leipziger „Freundschaftsgrüße“ kamen bei den über tausend Kiewern gut an. Sieben Vorhänge waren der schönste Lohn. Auch die Kinder der Familie Pieroh sind der Mutter nun starke Stützen: Roger (24) und Madelaine (19). Er, der gelernte Baumaschinist, vor kurzem vom dreijährigen Armeedienst zurückgekehrt, dirigiert im Ensemble die Tontechnik und leitet, selbst Gitarre spielend, die Singegruppe und Jugendtanzformation. Sie, in Vaters Fußstapfen tretend, Studentin am Lehrerinstitut, betreut, klavierspielend, den kleinen Kinderchor. Großes hat das 500-Personen-Ensemble bisher geleistet (250 Veranstaltungen im letzten Jahr), und – so Erika Pieroh – „wir fanden dabei viele gute Freunde, die uns tatkräftig unterstützten: Schostakowitsch, Moissejew, Kabalewski, Ernst Hermann Meyer…“

Doch der wichtigste Auftritt ist immer der nächste! Es war jener am 5. April, als sich das DSF-Ensemble in einem einzigartigen Konzert mit zahlreichen anderen Laienchören und -orchestern des Bezirkes Leipzig vereinte. Nicht nur über 450 Laien (sprich: Liebhaber mit fachlichem Format) wirkten mit, auch Berufskünstler trugen zum Gelingen bei. Der Komponist Siegfried Bethmann schrieb eigens für das Programm „Gruß dir, Partei der Arbeiterklasse!“ ein klangvolles Finale, aber auch ein putziges Stückchen, bei dem Dutzende russische Fischsuppenlöffel klapperten. Sowjetische Choreographen studierten Tänze ein, Musikdirektor Rainer Kluge führte den Stab… Viel Eigenes klang an diesem festlichen Abend, auf den sich Hunderte nach Feierabend mit Hingabe vorbereiteten, auch in der Ode Siegfried Bertholds mit: „Da liegt mein Land, mein Vaterland, nicht groß – in ein paar Stunden zu durchmessen – und ist doch groß und schön geworden…“

Volker Hempel



Kunstloipe

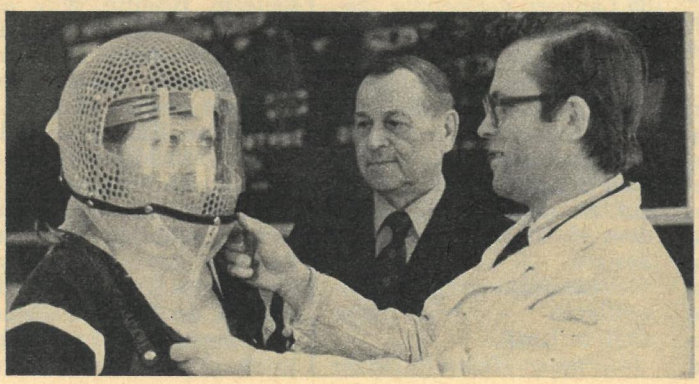
Wenn Minusgrade endgültig passé sind, auch in Höhenlagen der letzte Schnee geschmolzen ist – Prager Skienthusiasten können nun sommers wie winters auf die Bretter. Auf dem neuen künstlichen Skigelände in Prag-Vysočany lädt der AVIA-Klub zum Skikurs ein.

Supergrille

Ihr drittes Baby hat diese Flußpferddame in die Welt gesetzt – das insgesamt 54. der Hippopotamus-Familie, die sich im Budapester Zoo seit Ende vorigen Jahrhunderts vermehrt. Die 3-Tonnen-Lady – selbst hier geboren – heißt „Grille“.

Hobbyspezies

Seit über 30 Jahren sammelt Andrej Tschukitschew aus Jaroslawl alte Fotoapparate. Zu seiner Kollektion gehören überwiegend um 1900 hergestellte Kameras, die aus alten russischen Handelshäusern stammen. Andere Exemplare sind museale Stücke mit Firmenstempeln von „Kodak“, „Zeiss“ und anderen. Jede der über 200 Kameras der Sammlung ist noch funktionstüchtig. Inzwischen zum Fotomechaniker avanciert, hält der Meister seine wertvollen Stücke alle selbst in Schuß.

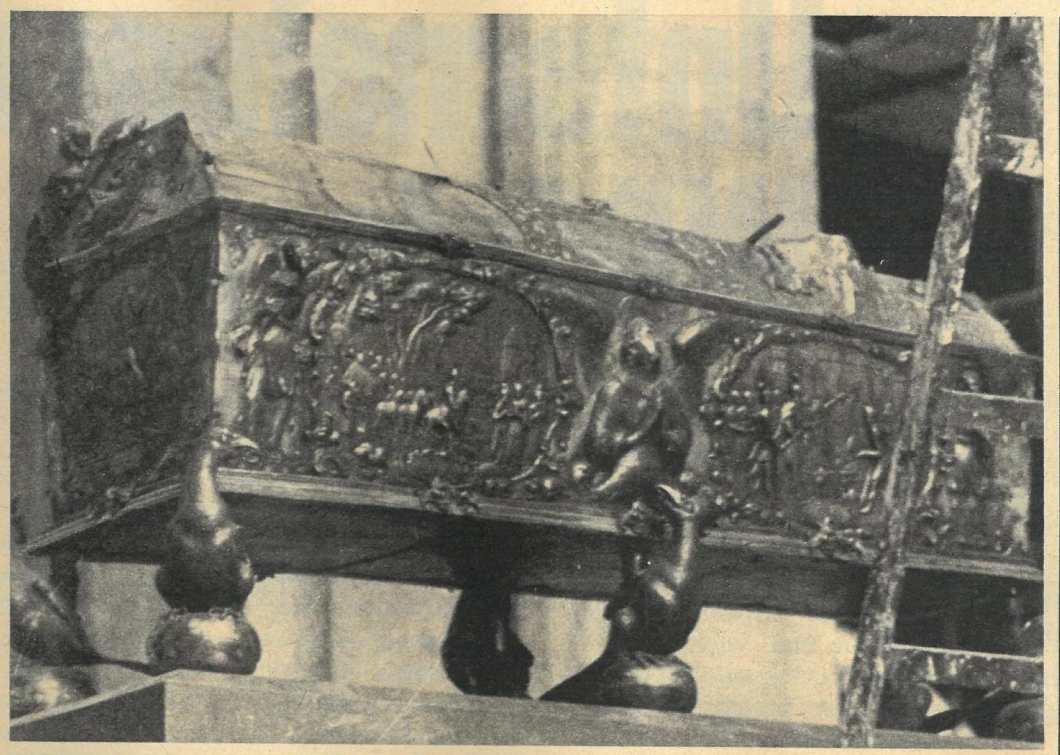


Kopfschutz

Dieser neue, ganz leichte Helm wurde am Zentralinstitut für Arbeitsschutz der Sowjetgewerkschaften in Moskau entwickelt. Er soll vorwiegend in der Glasindustrie des Landes als wirksamer Splitterschutz Verwendung finden (links: Laborantin Ljudmila Gross bei der ersten Anprobe).

Wie Phönix aus der Asche

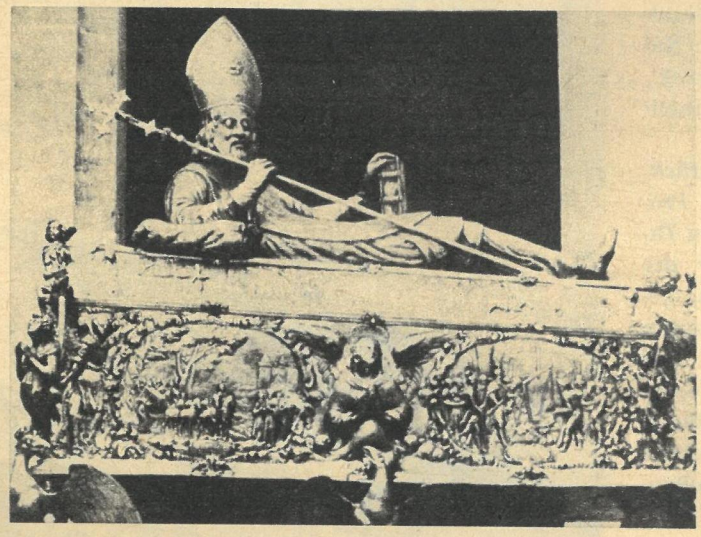
Begleitet von einem Freudenfeuer, das schon seit Monaten lichterloh brennt, jagt momentan in der wieder heilen Welt des Kiewer Fußballs ein Ereignis das andere. Nach dem Gewinn der sowjetischen Meisterschaft und des UdSSR-Pokals stehen die hochtourig drehenden „Dynamos" im Endspiel des Europacups der Pokalsieger. Und zwischendurch holten sie sich auch noch den „Pokal der Saison", den Sieg in einer Art UdSSR-Supercup. Hier wurde Schachtjor Donezk geschlagen, das im Pokalfinale schon gegen Kiew verloren hatte, aber als Zweiter in diesem Wettbewerb in die Pflicht genommen werden mußte, weil die Männer um die fußballerische Galionsfigur Oleg Blochin schließlich nicht gegen sich selbst spielen konnten. Voriges Jahr um diese Zeit war bei Dynamo Kiew noch alles grau in grau. Nach einem beispiellosen Triumphzug (seit 1961 zehnmal UdSSR-Meister, auch schon Europacupsieger) fand man sich plötzlich zuerst auf dem siebenten, dann sogar auf dem neunten Platz wieder. Der Nationalmannschafts-Verteidiger Anatoli Demjanenko schilderte jene kritischen Jahre wie einen Alptraum beim morgendlichen Aufstehen: „Als wir in die Mitte der Meisterschaftstabelle abfielen, war das ein schwerer moralischer Schlag für uns. Wir büßten die Zuversicht in die eigene Stärke ein, mehrere Spieler entschlossen sich sogar, die Mannschaft zu verlassen. Wenn ich sage, wir haben uns geschämt, ist damit nichts gesagt. Mir fehlen die Worte, um unsere Gedanken und Gefühle von damals wiederzugeben. Doch nach leidenschaftlichen Diskussionen überwanden wir unsere leistungshemmenden Minderwertigkeitsgefühle und krempelten die Ärmel hoch." Und wie Phönix aus der Asche gestiegen, wurde Dynamo Kiew wieder Dynamo Kiew, holte den Pokal und zum elften Male den UdSSR-Titel. Sollte die Mannschaft auch noch das Europacupfinale gewinnen, könnte sie im Herbst auf drei Hochzeiten tanzen: im Landesmeister-Europacup und doppelt im Pokalsieger-Cup. Aber dreiteilen kann sie sich nicht. Sie wird im Meistercup starten, dafür Donezk ins Pokalsiegerrennen gehen. Und der Platz des EC-Siegers bliebe frei. *Romuald Bersinski*



Der Wojciech aus Gniezno

Der polnische Fernsehzuschauer staunte nicht schlecht, als er Bilder vom Gerichtsverfahren gegen einen Einbrecher in der Kathedrale von Gniezno, Wojewodschaft Poznań, zu sehen bekam. Daß dieser bereits beim Versuch des Einbruchs gestellt wurde, ist dabei weniger verwunderlich als die Tatsache, daß der „Nachzügler" sich ausgerechnet einen Ort ausgesucht hatte, auf den sich seit kurzem die Augen der polnischen wie ausländischen Öffentlichkeit richten: Eine Räuberbande war hier gewaltsam in die Kathedrale eingedrungen, hatte eines der berühmtesten barocken Kunstwerke des Landes – verzeichnet auch auf der UNESCO-Liste der besonders wertvollen Kulturgüter der Menschheit – gestohlen und später fast völlig zerstört. Es handelt sich um die Statue des Heiligen Adalbert (Wojciech) sowie andere silberne Teile des Reliquiensarges der Gnieznoer Kathedrale. Der Sarkophag (Foto oben nach, Foto unten vor dem Raub) aus dem Jahre 1662 stammt vom Danziger Goldschmied van der Rennen und ist eng mit der Entstehungsgeschichte des polnischen Staatswesens verbunden. Als Ende des 1. Jahrhunderts Fürst Boleslaw der Tapfere die expansive Politik seines Vaters, des ersten polnischen Herrschers Mieszko I., fortzusetzen begann, unterstützte er auch den Prager Bischof Adalbert, der einen Missionszug zur Christianisierung der Pruzzen vorbereitete. Bei dieser Unternehmung fand der Bischof den Märtyrertod. Fürst Boleslaw ließ einen Sarkophag für den Heiligen in seiner Residenzstadt Gniezno aufstellen, der später von den Schweden geraubt und im 17. Jahrhundert durch die Silberreliquie ersetzt wurde. Der deutsche König und römische Kaiser Otto III. pilgerte zum Grabmal des Heiligen Wojciech nach Gniezno und überreichte Fürst Boleslaw eine päpstliche Bulle, die Gniezno in den Rang der Hauptstadt des polnischen Erzbistums erhob. Die Täter kümmerte der unschätzbare geschichtliche und künstlerische Wert der Plastik wohl kaum, ihnen ging es lediglich um das 900er-Silber. Sie nutzten die durch die gegenwärtig in der Kathedrale ausgeführten Rekonstruktions- und Malerarbeiten entstandene Unübersichtlichkeit und fanden über die aufgebauten Gerüste leichten Zugang zu dem Sarkophag, der auf einem zwei Meter hohen Marmorsockel steht und 1,50 Meter lang ist. Mit Brechstangen und Sägen gingen sie brutal zu Werke, um der Silberteile habhaft zu werden. Die polnische Bevölkerung war über diese Tat empört und erschüttert. Unter ihrer Mithilfe brachten die mit großer Intensität geführten polizeilichen Ermittlungen schon innerhalb weniger Tage eine erste Klärung: Reste des zum größten Teil eingeschmolzenen Silbers wurden aufgefunden sowie fünf Personen verhaftet. Bei den Festgenommenen handelt es sich um Leute im Alter von 21 bis 27 Jahren, die zum Teil schon mehrfach wegen Einbruchdiebstahls vorbestraft sind. Während sich die Miliz gegenwärtig noch mit der restlosen Aufklärung des Verbrechens befaßt, sind andere staatliche und gesellschaftliche Kräfte bereits darangegangen, das für immer verlorene Kunstwerk – hergestellt in einem heute völlig ungebräuchlichen technischen Verfahren, dem Silberkaltschmieden – durch eine möglichst gute Kopie zu ersetzen. Mit der vorhandenen Fotodokumentation und Präzisionsgeräten des VEB Carl Zeiss Jena zur Anfertigung detaillierter räumlicher Darstellungen der Statue sind erste Schritte in diese Richtung bereits getan.

Ingrid Kirschey-Feix



● Erfahrenes

Für mich besteht ein Zusammenhang zwischen Musik und Natur. Die eine wie die andere läßt sich nicht völlig begreifen, und beide beeinflussen, verzaubern einen auf wundersame Weise.

Galina Ulanowa, UdSSR Ballettpädagogin

● Am Rande

Unter der Wand eines Lebensmittellagers im jakutischen Dorf Pawlowskoje grub ein schnüffelnder Wachhund zum Erstaunen der Passanten und der Miliz einen Schatz von goldenen Fünf-Rubel-Münzen aus den Jahren 1897 bis 1900 aus. Dorfbewohner meinen, daß ein reicher Kaufmann, der hier seinen Laden hatte, sie damals vergrub. – Ein wahrhaft „goldiges" Hündchen!

● Persönliches

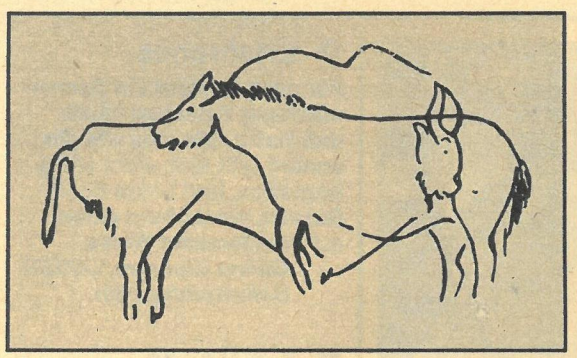
Seit dreißig Jahren sammelt Gheorghe Szilagyi aus dem nordrumänischen Satu-Mare Tabakspfeifen. Seine Sammlung enthält über 150 Raritäten von großem Wert. Die älteste Pfeife verbreitete bereits im 18. Jahrhundert ihren würzigen Qualm.

Als Retter in der Not bewährte sich der Copilot einer sowjetischen Passagiermaschine vom Typ AN-2 auf einem Flug nach Ishma im Norden der UdSSR: Gewissermaßen als Hebamme half er einem Kind ins Leben, das ihm zu Ehren Alexander genannt wurde.

Den größten Pfannkuchen der Saison buk kürzlich der Meisterkoch István Pető im ungarischen Györ, wobei er mit den Zutaten – unter anderem 6 Kilogramm Mehl und 40 Eier – wahrlich nicht geizte. Den geladenen Gästen mundete das Superexemplar dementsprechend.

Wladyslaw Polak aus Dobrzechow wurde Polens „Briefträger 1985". Er gilt als besonders pünktlicher und freundlicher Zusteller.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: L. Willmann, V. Hempel, V. Hohlfeld, ZB/ČTK-Hajský, ZB/ MTI-Pintér, ZB/ TASS-Klipinizer, Meteliz, ZB/CAF (2); Vignette: D. Schüler.



Unternehmen Wildpferd

Ein Vorhaben von internationalem Modellcharakter, Werk sowjetischer und mongolischer Naturschützer

Vom Menschen der Steinzeit zoologisch getreu – hier zusammen mit einem Bison – nachgezeichnet, bestaunen wir es noch heute auf Höhlenwänden: das Urwildpferd, das einst von Spanien bis nach dem Fernen Osten die Steppen des eurasischen Kontinents bevölkerte. Wie ein Wunder erscheint die Tatsache, daß in der entlegenen Mongolei ein winziger Rest dieser Millionenherden sich bis in unsere Tage erhielt, daß zu letzter Stunde einige Dutzend Exemplare vor dem endgültigen Aussterben gerettet werden konnten. Tiergärtner züchten an vielen Orten reinblütige Wildpferde nach – doch damit kann das Fortbestehen dieses einzigartigen Naturdenkmals auf die Dauer nicht als gesichert gelten.

FREIE WELT sprach mit Diplom-Biologen Claus Pohle, Kurator für Säugetiere im Berliner Tierpark, über ein internationales tierschützerisches Projekt, das in diesem Umfang bisher ohne Beispiel ist: die Wiederansiedlung des mongolischen Wildpferdes, des Przewalskipferdes (benannt nach dem Naturforscher N. M. Przewalski, 1839–1888), in seiner ursprünglichen Heimat.

– Vor uns liegt ein Schriftstück, faksimiliert, 181 Seiten stark, Protokoll einer wissenschaftlichen Tagung, Arbeitsprogramm für die kommenden Jahre, nüchtern, geschäftsmäßig, mit vielen Punkten und Unterpunkten, Skizzen und Tabellen. Sie, Herr Pohle, waren Teilnehmer jener Zusammenkunft vom vorigen Mai; worin bestand die Aufgabe dieser Expertenkonsultation?

Um es mit wenigen Worten zu sagen: Auf Einladung sowjetischer Behörden und wissenschaftlicher Einrichtungen hatte sich im Moskauer Hotel „Belgrad" ein enger Kreis von Experten versammelt, die ihre Erfahrungen bei Zucht und Haltung von Przewalskipferden summierten und Vorschläge zur schrittweisen Verwirklichung des gemeinsamen Vorhabens in der Mongolei entwickelten.

So gehörten Professor W. Sokolow, Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, Leiter der ständigen sowjetisch-mongolischen biologischen Expedition in der MVR, und Dr. H. Badam, Beauftragter des Mongolischen Forstministeriums, zu den Vertretern der beiden „federführenden" Seiten; die an dem Projekt beteiligten Unterorganisationen der Vereinten Nationen, FAO (Ernährung und Landwirtschaft) sowie UNEP (Umweltprogramme), waren mit ihren Beauftragten vertreten, hinzu kamen Biologen aus der ČSSR, der Volksrepublik Polen, den USA, der BRD und einer Reihe anderer Länder. Nicht zu vergessen: Dr. Jiři Volf vom Prager Zoo, der seit 1960 das internationale Zuchtbuch für Przewalskipferde führt und zu den geistigen Vätern der Wiederansiedlung zählt.

– Um mit dem Ergebnis zu beginnen: Was wurde von den Anwesenden beschlossen?

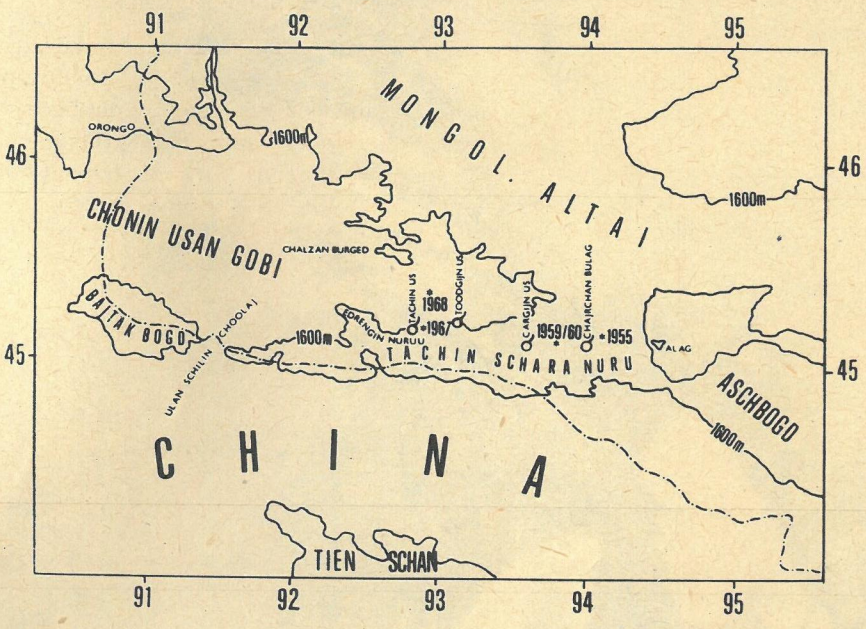
Man kam überein, daß so schnell wie möglich eines der vier von der Mongolischen Volksrepublik angebotenen Territorien ausgewählt werden soll, damit dort zunächst ein umzäuntes Eingewöhnungszentrum angelegt werden kann. Tiergärten, die sich mit der Zucht des Wildpferdes befassen, erklärten sich bereit, einzelne Tiere oder ganze Gruppen kostenfrei zur Verfügung zu stellen.

– Jedem leuchtet ein: Die Sache läßt sich nicht so anpacken, daß man Transportkisten in die Steppe fliegt, den Schieber aufzieht und dann – „lebt wohl!“

Das wäre ein Lebewohl auf Nimmerwiedersehen... Bei diesem Vorhaben – das sich allenfalls mit der Rettung des europäischen Wisents in den dreißiger Jahren sowie neuerdings mit der Rückkehr des Moschusochsen in arktische Gebiete der Sowjetunion und bestimmter Antilopenformen in den Raum der Arabischen Halbinsel vergleichen läßt – will jeder Schritt vorher überlegt und dann behutsam erprobt sein.

– Was sind die Probleme, die den Experten am meisten Kopfschmerzen machen?

Da sind zuallererst die Anforderungen an den Lebensraum. In freier Natur starben die Wildpferde aus, als die landwirtschaftliche Entwicklung der Mongolei einen Grad erreicht hatte, der den Tieren als Rückzugsgebiet nur noch die Wüste überließ. Das



Oben: Erste Generation von Przewalskipferden in den Tiergärten, Fohlen der Hagenbeckschen Fangexpedition 1902 im Londoner Zoo. – Unten: Verzeichnis der letzten Begegnungen mit freilebenden Wildpferden auf dem Gebiet der Mongolischen Volksrepublik.

Unternehmen Wildpferd

Przewalskipferd ist Bewohner der ariden, extrem trockenen Steppe, aber doch nicht – wie etwa das Kamel – der bloßen Wüste. Sucht man jetzt ein neues Ansiedlungsgebiet, so sollte das einerseits nicht gar zu harte Daseinsbedingungen bieten, andererseits aber weit entfernt von Zonen der Viehzucht, von Siedlungen und Verkehrswegen liegen. Beides ist nur schwer auf einen Nenner zu bringen; denn die Gegenden mit den günstigsten Verhältnissen befinden sich in der Nutzung durch den Menschen oder sind dafür vorgesehen.

Die Regierung der MVR empfiehlt uns ein Stück des im Entstehen begriffenen Gobi-Nationalparks; sie verweist darauf, daß dort das gesamte Territorium streng geschützt ist, keinerlei Wirtschaftstätigkeit erlaubt und ein Stamm ausgebildeter Heger vorhanden… Dennoch, das Abwägen ist noch im Gange. Arbeitsgruppen werden nochmals die verschiedenen Gegenden des Landes bereisen und vor allem das Angebot an Nahrungspflanzen unter den Verhältnissen von Sommer und Winter, extremer und normaler Witterungsabläufe untersuchen.

– Zur Nahrung gehört auch Wasser für das ganze Jahr…

Das dürfte weniger schwer zu beschaffen sein, bei Bedarf auch durch künstliche Quellen, wie etwa artesische Brunnen in Bodensenken. Freilebende Wildpferde waren nicht wählerisch, sie scharrten das für Trockensteppen typische Salzwasser mit den Hufen aus der Erde hervor.

– Alles in allem eine gewaltige Umstellung!

Ja, die Tiere werden vieles lernen müssen, vielleicht sogar das richtige Grasen. Rinder und Antilopen, die aus vegetationslosen Gevierten in ein natürliches Milieu versetzt wurden, standen bis zum Bauch in den Halmen und warteten auf die Ration an gehäckseltem Mais… Die Przewalskipferde jedenfalls haben ihre Kilometerzeiten zu verbessern. In mehr oder weniger engen Gehegen sind sie gewöhnt, vorwiegend im Schritt zu gehen. Dabei rühmen frühere Besucher der Mongolei die ausdauernde Schnelligkeit der Steppenrenner.

– Anfang 1956, so heißt es in der Literatur, lebten in der Hand des Menschen nicht mehr als 41 Exemplare des Wildpferdes. Wie groß ist der heutige Bestand?

Über 650 Tiere. Die Abfohlzeit hat gerade wieder begonnen, und man kann jährlich mit zehn Prozent Nachwuchs rechnen. Diese Vermehrungsquote ist ein hervorragendes Ergebnis, nicht zuletzt der internationalen Zusammenarbeit der Wildpferdzüchter, und es bestärkt unseren Optimismus. Nach einer Überschlagsrechnung sollten diese zehn Prozent des Bestandes für das Unternehmen eingesetzt werden. Dabei ist, in gewissem Sinne, Eile geboten.

– Eile, wieso?

Um den Wettlauf mit der Veränderung des Phänotypus, des äußeren Erscheinungsbildes, zu gewinnen. Seit achtzig Jahren werden Wildpferde in Zoos gehalten, und mit dem „Komfort" der Lebensweise ändert sich ihr Körperbau. Das einst schwere, plumpe Tier wird leichter, nachzumessen beispielsweise die Tendenz, daß die mächtigen Kinnbacken mit den entsprechenden Muskeln am Hals schwinden – da ist nichts mehr an Büschen zu reißen, Wurzeln herauszuzerren. Kein Zweifel, wenn wir nicht eines nahen Tages nur noch ein wildpferdähnliches Haustier haben wollen, müssen die besten Exemplare hinaus in die rauhe Natur, damit ihre Nachkommen wiederum den Zoobeständen biologisch aufhelfen.

– Womit wir bei der Zuchtwahl der Auswanderer wären.

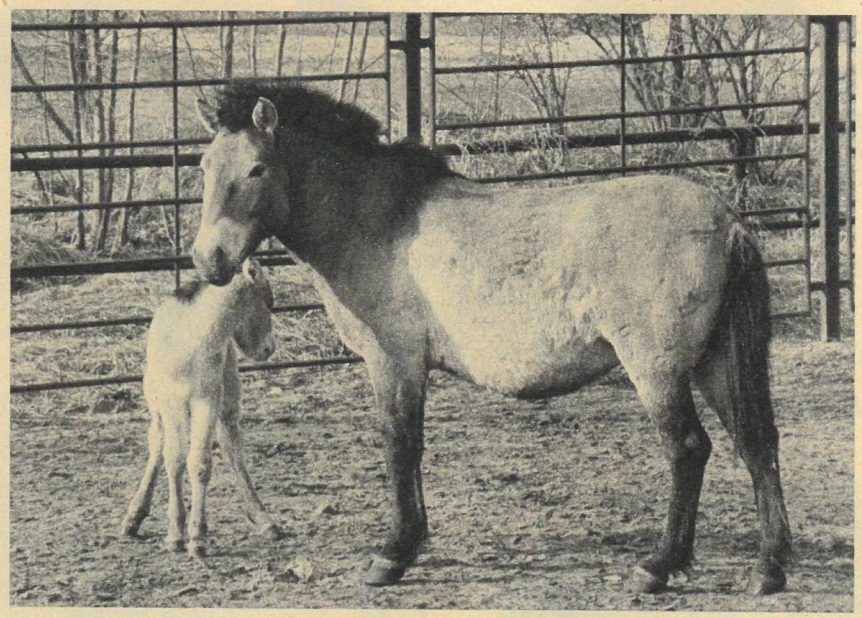
Eine ewige Debatte unter den Züchtern: Wer hat die reinsten Linien? Tatsache ist, daß die gesamte Zucht auf einer sehr schmalen genetischen Basis steht, vielleicht zwölf Vererber stecken in der Weltherde. Um so wichtiger, daß wir jetzt für die Mongolei das genetische Potential voll ausschöpfen, nach neuesten Methoden kreuzen.

– Und die Pferdedamen müssen mit jedem Freier einverstanden sein!

Da ist wieder ein „Schwachpunkt" des menschlichen Eingreifens. Die Merkmale, die uns am Przewalskipferd so begeistern – die Stehmähne, der Aalstrich auf dem Rükken, der eigenartige Schwanzansatz, das falbe Haar, die angedeutete Streifung der Beine – waren offensichtlich schon im Freileben sehr unterschiedlich ausgeprägt. Jeder Züchter bemühte sich dann um einen Typ des Wildpferdes, wie er ihn sich vorstellte. Höchste Zeit, daß die Hengste wieder ihre Rivalenkämpfe ausfechten und Stuten ihre Gunst auch verweigern können… Was den diensthabenden Hengst vom Berliner Tierpark betrifft, der zeigt zu unserem Leidwesen keine sehr edle Mähne und ist doch von vorzüglicher Abstammung, nämlich ein Urenkel des letzten Wildfangs, der berühmten Stute „Orlitza III", die 1947 als Fohlen in Menschenhand kam.

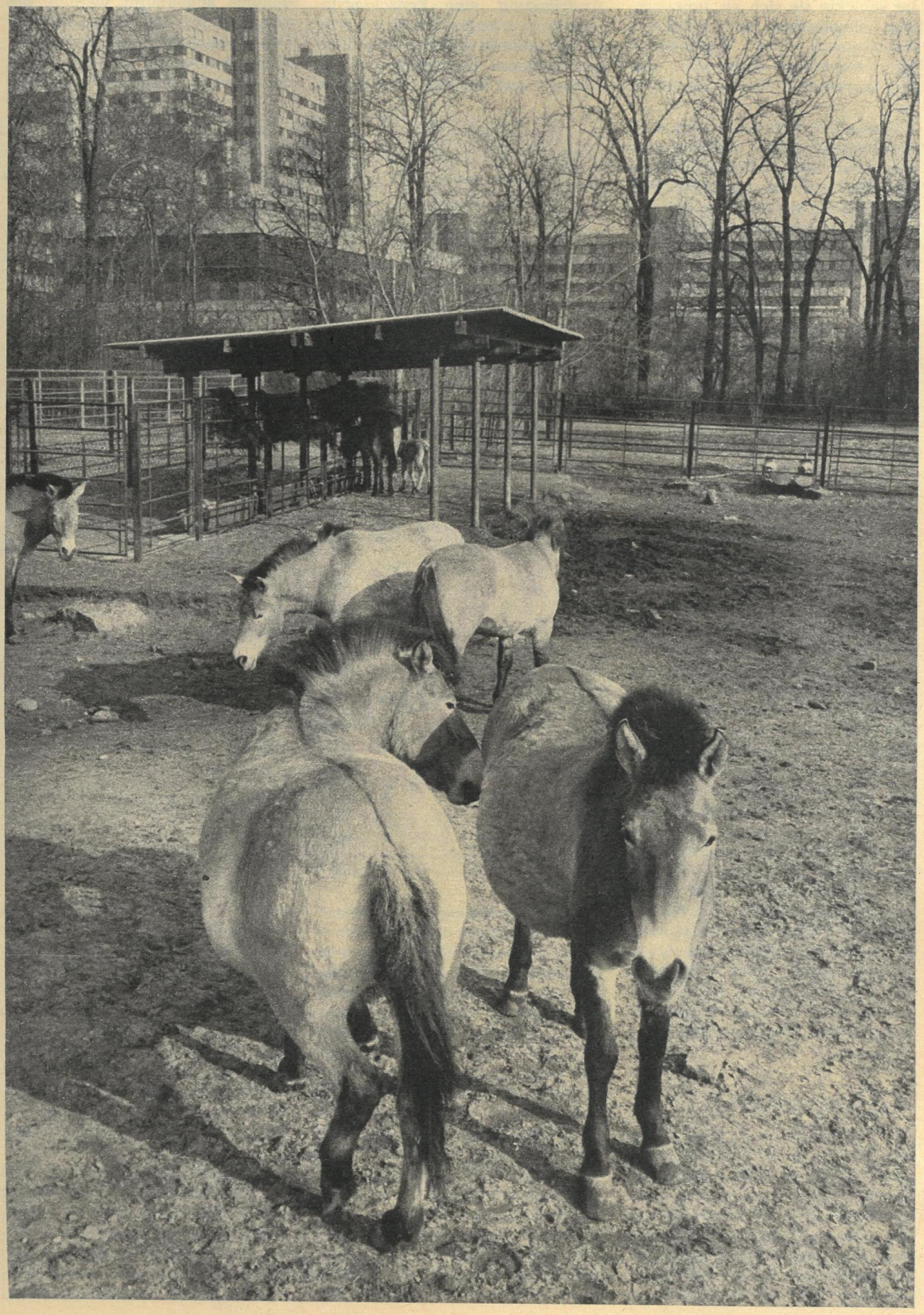
– Zwischenfrage: Werden ausgesetzte Tiere in der Lage sein, einen Wolf als Feind zu erkennen und abzuwehren?

Darauf stießen wir bei der Moskauer Beratung. Einige Kollegen werden sich der Sache annehmen



Oben: Das erste Fohlen vom Jahrgang 1986 in der Herde des Berliner Tierparks; mehr als 25 reinblütige Przewalskipferde kamen hier in zwei Jahrzehnten zur Welt. – Rechts: Genau betrachtetes Erscheinungsbild des echten Wildpferdes. Charakteristisch die kurzbehaarte, deutlich hellere Schwanzrübe mit der Fortsetzung des dunklen Aalstrichs, von vorn die „Mehlnase", die storre Mähne, die nahe bei den Ohren stehenden Augen.

Die Wanderungen der Pferde richten sich nach dem Nahrungsangebot. Sie verstehen zwar, die trockenen Pflanzen mit den Hufen unter dem Schnee hervorzuscharren, sind aber gleichwohl zu ausgedehnten Ortsveränderungen genötigt, um satt zu werden... Während des nur drei bis vier Monate dauernden Sommers haben sie keine Not mit dem Futter, wohl aber mit dem Wasser. Sie verstehen, in den flachen Salzpfannen mit den Vorderhufen Gruben auszuscharren, in denen sich das salzige Wasser sammelt, das sie trinken. Notfalls können sie zwei bis drei, höchstens aber vier Tage ohne Trunk auskommen. Deshalb fehlen sie auch in der echten Wüste, wo im Sommer auf Hunderte von Kilometern kein Wasser zu finden ist. Die Zugänglichkeit von Trinkwasser ist ausschlaggebend für ihre tatsächliche Verbreitung... Überall aber dringt der Mensch in ihr Gebiet ein, intensiviert seine Weidewirtschaft und nimmt den Pferden ihre Ruhe an den Wasserstellen.
DAS URWILDPFERD – Dr. Erna Mohr/Dr. Jiri Volf, 1. Auflage, 1959



und eine entsprechende Studie ausarbeiten.

– Ist zu erwarten, daß das mongolische Reservat das einzige Wildpferdrefugium bleiben wird?

Sicherlich nicht. Die Volksrepublik China befaßt sich mit dem Projekt eines nationalen Schutzgebietes auf ihrem Territorium; dafür werden bereits Tiere gesammelt. Und unser Kreis ist im Gespräch mit sowjetischen Naturschützern über die Möglichkeit, ein weiteres Reservat in Kasachstan zu gewinnen.

– Bitte geben Sie einen Überblick, wie das erste Vorhaben in etwa ablaufen soll.

Es wird vorgeschlagen, gesunde Tiere jüngerer Jahrgänge zu kleinen Gruppen zusammenzustellen, die sich miteinander vertraut machen. Diese Gruppen sollen ohne belastende Zwischentransporte unmittelbar zum anfangs erwähnten Eingewöhnungszentrum geflogen werden, das bereits auf dem künftigen Territorium liegen soll. Gehege für die einzelnen „Familientrupps" könnten 100 bis 200 Hektar groß sein; später werden alle Tiere, die sich als geeignet erweisen, in eine weitläufige Umzäunung entlassen, die mit mindestens 20 000 Hektar eine Miniaturausgabe des künftigen Wohnbereichs darstellt – immerhin groß genug, daß die Tiere dort weitgehend selbständig ihren Lebensunterhalt finden, daß sich Sympathisierende treffen, Widersacher aber aus dem Wege gehen können. Die endgültige Entlassung ins Freileben wird dann die Probe aufs Exempel sein; niemand kann vorhersagen, welche Wanderwege die Pferde einschlagen werden.

– Doch ohne Überwachung wird es nicht abgehen?

Keinesfalls. Dazu gehören die fortlaufenden Standortaufzeichnungen, möglichst per Funk oder Satellit, die Gesundheitskontrolle und vielleicht auch einmal eine „Notverpflegung".

– Und was ist mit dem vereinbarten Zeitplan?

Dieses Jahr werden verschiedene Expeditionen in die vorgesehenen Gebiete unternommen; gleichzeitig beginnt im bekannten sowjetischen Forschungsinstitut Askania Nova, das mit etwa sechzig Wildpferden von allen Haltern die größte Herde besitzt, die Umsetzung ausgewählter Exemplare in ein großes Freigehege, das schon den Bedingungen eines Eingewöhnungszentrums entspricht (möglicherweise geben auch andere Spender ihre Tiere zunächst in dieses vergleichsweise milde Steppenklima). Gleichzeitig beginnen in Askania die Lehrgänge zur Ausbildung von mongolischen Fachkräften. 1986/87 erfolgt auch in den Tiergärten Europas und Nordamerikas Auswahl und Vorbereitung der zur Übersiedlung bestimmten Tiere, 1988 soll die erste Rate nach dem inzwischen errichteten mongolischen Eingewöhnungszentrum anreisen. Wenn alles gut geht, könnte nicht viel später als 1991 ein Traum Wirklichkeit geworden sein: Przewalskipferde wieder auf freier Steppe.

Gespräch: H. Frosch, Fotos: D. Christel, P. Dando (1), Karte nach J. Volf

Der große Etikettenschwindel

Alte Lügen und neue Tricks der SDI-Verkäufer

Ein Beitrag von Prof. Dr. Franz Knipping

„Um Gottes willen", stöhnte Daniel O. Graham und faßte sich an den Kopf. „Kein Mensch nimmt uns diesen Stuß ab. Das Ganze ist doch einfach kindisch."

Die abfälligen Bemerkungen galten einem 30-Sekunden-Fernsehspot und stammten von einem pensionierten Generalleutnant der US-Luftwaffe. Über den Sender gelangte schließlich folgender halbminütiger Beitrag:

Eine mit krakligen Strichen hingeworfene Kinderzeichnung zeigt ein Elternpaar, ein Kind, einen Hund, ein Häuschen und die Sonne. Untermalt von den Klängen eines Spielzeug-Pianos ertönt die piepsende Stimme eines siebenjährigen Mädchens. „Ich habe meinen Papa gefragt, was es mit dem ‚Sternenkrieg' auf sich hat." Ein kuppelartiger Boden wölbt sich über die Szene. „Er sagte, daß wir uns bis jetzt vor Atomwaffen nicht schützen können, und das ist der Grund, weshalb der Präsident einen Friedensschild zu bauen wünscht." Die Personen und die Sonne blicken finster drein, als fette rote Raketen auf den Schirm prallen. Sie klatschen darauf wie Seifenblasen und zerschellen. „Der Schutzschild würde die Raketen im Weltraum ausschalten, so daß sie niemals unser Haus treffen können. Dann könnte niemand mehr einen Krieg gewinnen." Plötzlich kommen keine Raketen mehr, der kuppelartige Schirm verwandelt sich in einen farbenprächtigen Regenbogen, und es lächeln die Eltern, das Kind, der Hund und die Sonne.

Von Daniel O. Graham, der Reagan während der Kampagne zu den Präsidentenwahlen 1980 in militärischen Angelegenheiten beraten hatte, war zwei Jahre später eine Schrift erschienen, die bereits damals den unverzüglichen Aufbau eines gestaffelten Raketenabwehrsystems der USA im All verlangte. Als am 23. März 1983 der Präsident des Landes per Fernsehansprache dazu den Startschuß gab, fanden Fachleute heraus: Das Projekt stützte sich weitgehend auf die Studie Grahams, eines „unverbesserlichen Optimisten und praktizierenden Antikommunisten".

Ein Vordenker mausert sich

In den letzten Jahren mauserte sich Graham vom Vordenker zum „Verkäufer" des Unternehmens mit dem irreführenden Etikett SDI. Seine Freunde in den Direktionsetagen der Luft-, Raumfahrt- und Elektronikkonzerne, die sich von Weltraumwaffen das Geschäft des Jahrhunderts versprechen, statteten ihn reichlich mit Geld aus. Dank ihrer Zuwendungen entwickelte sich die Organisation „High Frontier" (wörtlich mit „hohe Grenze", treffender mit „Weltraumfront" zu übersetzen) zu einer der führenden Propagandaeinrichtungen für Washingtons kosmische Rüstung. Mit einem Aufwand von vorerst 1,7 Millionen Dollar schickte sie sich an, unwissenden, skeptischen und kritischen Amerikanern per landesweiter Fernsehwerbung einzureden, daß und warum SDI für sie ein Segen sei.

Graham ließ sich von einem Dutzend renommierter Werbeagenturen entsprechende Entwürfe vorlegen. Klar war von vornherein, daß die Mattscheibenwerbung auf jene von Weltherrschafts- und Überlegenheitsstreben diktierte Botschaft verzichten mußte, wie Graham selbst sie anno 82 frank und frei verkündet hatte. Als vorrangig galt ihm die „Suche nach einer Technologie, die die Basis dafür böte, den Endlauf gegen die Sowjets zu gewinnen". Vonnöten sei darum „ein kühner und rascher Eintritt ins All". Von alledem war in den Offerten der Werbeprofis jetzt nicht mehr die Rede. Statt dessen kündeten sie mit den gleichen Methoden, mit denen ansonsten Waschmittel, Katzenfutter oder Autos angepriesen werden, von Frieden und einer sicheren Welt. Über die Sender gelangte schließlich genau jener Werbespot, den Graham beim Probelauf in seinem Washingtoner Büro noch als „Stuß", „kindisch" und unzumutbar für denkende Menschen abqualifiziert hatte. Doch nur so, machten ihm die Branchenkenner klar, erreiche man ein Publikum, das im Laufe seines Lebens Zehntausende von Reklameeinblendungen auf der Mattscheibe schluckt. Sachbezogene Argumente oder gar geistige Höhenflüge seien da völlig fehl am Platze. Die Geldgeber zeigten sich ob des Starts befriedigt und stockten den Etat der Propagandaorganisation für 1986 auf fünf Millionen Dollar auf. Mithin stehe zu befürchten, schrieb das Nachrichtenmagazin „Time", daß auch künftig „Bildwerk aus dem Kindergarten eine lebenswichtige und komplizierte Auseinandersetzung verdunkelt".

Was Matthew lernt

Für unverzügliche Antwort sorgte die „Union of Concerned Scientists" (UCS), eine Vereinigung besorgter Wissenschaftler der USA. Bereits im März 1984 hatte sie eine der ersten und bis heute profundesten Analysen zum Thema „Weltraumgestützte Raketenabwehr" vorgelegt und nachdrücklich vor deren technischen Mängeln wie den von ihr ausgehenden politischen und strategischen Gefahren gewarnt. Einen Sinn ergebe das Ganze nur „als Bestandteil einer größer angelegten amerikanischen Anstrengung, eine Erstschlagsfähigkeit zu erlangen"; mithin werde es sich „zutiefst destabilisierend auf das nukleare Gleichgewicht auswirken" und letztlich „das Risiko eines Atomkrieges erhöhen". Geldsammlungen und Spenden – darunter eine Million Dollar vom Schauspieler Paul Newman – setzten die Wissenschaftler-Vereinigung instand, sich per Bildschirm an ein Massenauditorium zu wenden. Die UCS-Einblendung lebte von einem kleinen Jungen namens Matthew, der mit hölzernen Buchstaben spielt. Aus ihnen formt er das Wort „Sternenkrieg" und müht sich vergeblich, weitere Lettern zu „Friedensschild" zusammenzufügen. Eine unheilvolle Stimme kommentiert diesen Vorgang: „Matthew lernt gerade, was Erwachsene schon wissen sollten. Wenn Euch jemand vorsätzlich irrezuführen sucht, dann unternimmt er es, einfach den Namen zu verändern." So simpel auch diese Aussage war, sie traf ins Schwarze. Denn das Vorhaben Washingtons, den Kosmos mit Angriffswaffen vollzustopfen, lief zunächst unter dem Etikett „Star Wars" (Krieg der Sterne). Die Pentagon-Propagandisten übernahmen für ihre Zwecke den gleichnamigen Titel eines 1977 in Hollywood gefertigten „filmischen Weltraummärchens" und dies aus mehreren Gründen. Zum ersten, so kalkulierten sie, konnte damit an Vorstellungen eines nach Dutzenden von Millionen zählenden Kinopublikums angeknüpft werden, das diese „größte Leinwandschau der Filmgeschichte" konsumiert hatte. Zum zweiten suggerierte "Krieg der Sterne" einen mit futuristischen Waffen ausgetragenen außerirdischen Konflikt, fern weg vom Planeten Erde. Zum dritten baute man darauf, daß – dem Filmspektakel vergleichbar – von vornherein der Sieg des „Guten" über das „Böse" als gegeben feststand. Da zur gleichen Zeit die Sowjetunion als „Zentrum des Bösen" in der Welt verunglimpft wurde, unterlag auch keinem Zweifel, wen es mittels Weltraumwaffen zu schlagen galt.

Doch diese Rechnung ging nicht auf. „Große Teile der Öffentlichkeit in den USA und in anderen NATO-Staaten, darunter namhafte Politiker und kompetente Wissenschaftler, wußten sehr wohl zwischen einer filmischen Science-fiction-Vi-

sion und den Konsequenzen einer realen militärstrategischen Konzeption zu unterscheiden", vermerkte eine Untersuchung des Instituts für Internationale Politik und Wirtschaft. Und weiter: „Vor allem das Wort Krieg in der Begriffskombination zeigte Wirkungen, die die Reklamechefs in Sachen Weltraumrüstung nicht einkalkuliert hatten... Und gerade dagegen setzten sich ja wachsende Teile der Öffentlichkeit zur Wehr." Ergo taten die Weltraumrüstungsbesessenen genau das, worauf der kleine Matthew im UCS-Fernsehspot aufmerksam machte. „Krieg der Sterne" erhielt Anfang Januar 1984 die Firmierung „Strategische Verteidigungs-Initiative", abgekürzt SDI. Unter der seitherigen, kann auch die Erde beherrschen", „Wir könnten die Sowjets schlukken", „Wir werden ihre Satelliten vom Himmel fegen", die bislang breite Publizität erlangt hatten. Statt dessen wurde fortan auf mannigfache Weise die „Verteidigungs"-Legende untermauert. Dem dienten die für SDI ins Spiel gebrachten Bilder wie „Schutzschild" und „Friedensschirm". Die Demagogie steigerte sich bis hin zu der Verheißung an eine atomwaffenmüde Menschheit, mittels SDI ließen sich Nuklearwaffen „überflüssig und unwirksam" machen. Warum jedoch Dutzende und Hunderte Milliarden von Dollar verschwendet und neben den Kernwaffen auch noch Berge von Weltraumwaffen angehäuft werden sollen, nur damit

vorsätzlich verfälschenden Bezeichnung begann ein großangelegtes, zunächst mit 26 Dollarmilliarden veranschlagtes Rüstungsprogramm für Weltraumangriffswaffen, verharmlosend als „bloße Forschung" ausgegeben. Begleitet war dies von einer Wende in den „Verkaufs"methoden, darauf gerichtet, einer besorgten Öffentlichkeit die anvisierte Ausdehnung des Wettrüstens in kosmische Gefilde nicht nur schmackhaft zu machen, sondern als wahren Segen anzupreisen.

Ohne markige Sprüche

In der Versenkung verschwanden markige Sprüche des Kalibers wie „Wer den Weltraum beherrscht, irgendwann in der Zukunft Atomwaffen nicht mehr vonnöten sind – diese Frage zu beantworten, zeigten sich die Pentagon-Propagandisten überfordert. Der von einfacher Logik diktierten Überlegung, ob es nicht viel leichter wäre, die Kernwaffen loszuwerden, ohne Weltraumangriffssysteme zu schaffen, weichen sie aus. Es ficht sie auch nicht an, sich von einem zum anderen Tage zu widersprechen, ja sich unentrinnbar in ihren eigenen Widersprüchen zu verstricken.

Als namhafte Wissenschaftler klarstellten, daß ein im Weltraum errichteter lückenloser Schutzschirm gegen anfliegende Raketenschwärme eine Utopie sei, flüchteten sich der Physiker Edward Teller und der Pentagon-Unterstaatssekretär Richard Perle in einen anderen bildhaften Vergleich. Sie sprachen von einer „Kuppel", die man über die UdSSR zu stülpen gedenke, „damit keine Raketen mehr herauskämen". Das aber bedeutete, daß das SDI-Programm nichts mit Verteidigung zu tun hat, sondern auf Angriff abzielt. Es besagt: Weltraumwaffen könnten nicht nur einen eigenen nuklearen Erstschlag absichern, sondern gegebenenfalls auch selbst offensive Schläge gegen Erdziele führen. Schleunigst zogen die SDI-Leute die „Kuppel"-Version aus dem Verkehr.

Absurdes Theater

Nach wie vor kolportieren sie hingegen zwei Thesen, die sich zueinander verhalten wie Feuer und Wasser. Die eine postuliert eine eindeutige technologische Überlegenheit der USA. Wir werden „überlegene amerikanische Technologie einsetzen, um so bald wie möglich weltraum- und bodengestützte Verteidigungssysteme zu entwickeln", verkündete zum Beispiel das Wahlprogramm 1984 der Republikanischen Partei. Und: „Wir sind den Russen in der SDI-Technologie weit voraus", brüstete sich jüngst erst wieder der Wissenschaftsberater des Weißen Hauses, George Keyworth. Kein Wort mithin von vorgeblicher sowjetischer Bedrohung, angeblicher sowjetischer Überlegenheit, vermeintlicher sowjetischer Vorrüstung.

Im gleichen Atemzuge aber werden Pentagon-Sprachrohre nicht müde zu behaupten, die Sowjetunion verfüge bei Weltraumwaffen über einen „beängstigenden Vorsprung", und die USA müßten sich beeilen, um überhaupt in Schwung zu kommen. Ins Absurde eskaliert schließlich das Propagandatheater, wenn der einerseits technologisch rückständigen, andererseits weit überlegenen Sowjetunion dann auch noch angeboten wird, mit den Vereinigten Staaten das zu teilen, was dort an Weltraumwaffen geschaffen wird.

Neue Tricks vermengen und vermischen sich so mit zeitgemäßen Varianten der uralten, hinlänglich strapazierten Bedrohungslüge. All diese einander widersprechenden und sich widerlegenden Aussagen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, ist darum faktisch unmöglich. Oder höchstens in der Art und Weise, wie dies der Direktor des Moskauer Instituts für Kosmosforschung, Sagdejew, tat, der die Argumente der SDI-„Verkäufer" so zusammenfaßte: „Die Sowjetunion ist das Reich des Bösen, sie ist uns in der SDI-Technologie überlegen, aber wir wären glücklich, unsere Technologie mit ihr zu teilen."

Reale Perspektive

Gleichsam als Nachtrag zu alledem vermeldete unlängst die „International Herald Tribune": Die Propaganda-Experten in Sachen Weltraumrüstung seien weiterhin auf der Suche nach einem Namen, „der dieses radikale Waffenprogramm annehmbar machen kann". Faktisch eingestanden wird damit, daß ungeachtet allen materiellen und geistigen Aufwands, ungeachtet alter Lügen und neuer Tricks der Massenbeeinflussung die erhofften Wirkungen ausblieben. Erreicht wurde vielfach das Gegenteil des Beabsichtigten. Immer mehr Menschen in den USA selbst, in den anderen NATO-Ländern, rund um den Erdball wenden sich gegen die Verwandlung des Himmels in einen Vorhof der Hölle.

Ermutigt und bestärkt wird dieser Aufstand des Weltgewissens für den Frieden durch das umfassende, im Januar 1986 von Michail Gorbatschow unterbreitete Abrüstungsprogramm der Sowjetunion. Es ist darauf gerichtet, unter der Voraussetzung des Verzichts auf die Entwicklung, Erprobung und Stationierung von Weltraumangriffswaffen noch in diesem Jahrhundert die Welt von allen Atomwaffen zu befreien. Hier wird der Menschheit eine Perspektive gewiesen, die der eines „Sternenkrieges", einer SDI oder einer unter welchem Etikett auch immer offerierten Ausweitung des Wettrüstens in den Weltraum mitsamt ihren gefährlichen Konsequenzen diametral entgegensteht.

Der Käpt'n ist die Nr. 1

Bei der am 30. Mai in Mexiko beginnenden Fußball-Weltmeisterschafts-Endrunde sind mit Bulgarien, Polen, der Sowjetunion und Ungarn vier sozialistische Länder vertreten. Die UdSSR-Mannschaft befindet sich in der entscheidenden Phase ihrer Formierung. Es gibt noch ein paar Probleme, aber viel Optimismus. Darüber sprachen Trainer und Spieler.

Das letzte Wort wird Eduard Malofejew sprechen, der Cheftrainer. Es ist jedoch kaum anzunehmen, daß in seinen gedanklichen und schriftlichen Entwürfen der Mannschaft für Mexiko Namen von Spielern noch gestrichen werden, die im Kampf um den Fußball-Weltmeistertitel '86 Dreh- und Angelpunkte im sowjetischen Spiel werden sollen. Zehn Männer sind schon fest gebucht: Dassajew, Demjanenko, Tscherenkow, Tschiwadse, Litowtschenko, Protassow, Gozmanow, Morosow, Dmitrijew und Blochin, dessen „zweiter Frühling" scheinbar kein Ende nimmt.

Über den Mannschaftskapitän Rinat Dassajew zu reden, hieße Eulen nach Athen tragen. Er gilt als einer der besten Torhüter der Welt. Nach der WM-Endrunde 1982 in Spanien verglich ihn Brasiliens einstiger Wunderstürmer Pele mit dem legendären Lew Jaschin und hielt es für völlig gerechtfertigt, als man Dassajew in die Weltelf berief. Wer den katzengewandten Wahl-Moskauer aus Astrachan etwas fragt, wird die Erfahrung machen, daß dieser nur ungern über sich selbst spricht. „Über einen Torwart erfährt man am besten etwas aus seinem Spiel", beliebt er zu sagen. „Über welches Talent einer auch verfügen mag, allein ist er nichts. Die Leute, mit denen er spielt, und der Trainer machen das Ganze aus. Das gilt auch für mich."

Die Männer um den Allerweltskerl Dassajew sind Leute, mit denen der sowjetische Fußball ebenfalls Staat machen kann. Der Kiewer Verteidiger Anatoli Demjanenko zum Beispiel, „UdSSR-Fußballer des Jahres". Oder sein Klubkamerad Oleg Blochin, der schon einmal Europas „Fußballer des Jahres" war und im Spiel der ukrainischen „Dynamos" so etwas wie die ganze Seele ist. Oder der Moskauer Mittelfeldstratege Fjodor Tscherenkow, der international ebenso hohes Ansehen genießt wie der Dnepropetrowsker Stürmer Oleg Protassow, der in den nächsten Wochen erfahren wird, ob er mit seinen 35 Treffern in der Saison 1985/86 Europas Torschützenkönig geworden ist.

Bei allem Optimismus ist Trainer Malofejew nicht ohne Sorgen. Er hat mit Stirnrunzeln zur Kenntnis nehmen müssen, daß die Siegesserie vom vorigen Herbst (in der WM-Qualifikation 4:2 gegen die Schweiz, 1:0 gegen Dänemark und Norwegen, 2:0 gegen Nordirland) nicht angehalten hat. Im neuen Jahr drei Niederlagen hintereinander: 0:2 in Spanien, 0:1 in Mexiko, 0:1 zu Hause in Tbilissi gegen England. Besonders die Heimniederlage schmerzte nicht nur ihn. Die sowjetische Sportpresse vermerkte besorgt, daß das Angriffspotential zu schwach entwickelt sei und die UdSSR-Mannschaft bei aller Lauffreude und allem Eifer nicht zu ihrem Spiel fand. Auch beunruhigte das Ausbleiben eines Torerfolges. In der Winterpause zwischen zwei Meisterschaften zu verlieren, war noch geeignet, Gras darüber wachsen zu lassen. Aber vier Wochen nach Beginn der neuen Saison 0:1 gegen England?

Am Vorabend jenes Spiels von Tbilissi hatte sich der berühmte Igor

Einer, der 1985 im europäischen Fußball Aufsehen erregte: Mittelfeldstratege Fjodor Tscherenkow (Bild rechts).

Netto zu Wort gemeldet. In der zurückliegenden Meisterschaft, sagte er, hätten ihn Blochin und der Spielgestalter Tscherenkow, das Dnepropetrowsker Stürmergespann Protassow-Litowtschenko sowie der variabel einsetzbare Leningrader Larionow besonders beeindruckt. Deren Höhenflug sei jedoch nicht in allen Belangen durchgehalten worden. Das Spiel gab Netto recht. Obwohl Malofejew meinte, neben einer Reihe verletzter und erkrankter Spieler habe ihm vor allem Protassow an allen Ecken und Enden gefehlt, ging die Mannschaft zu zaghaft mit ihrem Können um. Mit ungenügender Forsche nutzte sie nicht ihre Chancen, denn in vielen Belangen war sie keinen Deut schlechter als die Briten. Zu allem Überfluß schoß der ausgefuchste Tschiwadse auch noch einen Elfmeter an den Pfosten...

Eduard Malofejews Problem ist nicht der Sturm, für den ihm außer Protassow und Litowtschenko, Blochin und Dmitrijew auch noch von gleicher Güte der Kiewer Sawarow und der Minsker Kondratjew zur Verfügung stehen. Keine Sorgen hat der „Chef" auch mit der Abwehr, in der Torhüter Dassajew, der eisenharte, aber faire Verteidiger Demjanenko und Vorstopper Tschiwadse die tragenden Säulen sind. „Ich bin gespannt auf Michel Platini", sagt Dassajew, „und auf das Spiel der Ungarn, die jetzt zu den stärksten Mannschaften Europas gehören und Brasilien mit 3:0 geschlagen haben. Vor allem gegen sie müssen wir in den WM-Vorrundenspielen unser Können nachweisen. An uns Abwehrspielern soll es nicht liegen."

Doch das Mittelfeld! Dort regiert Tscherenkow. Aber wer noch? Um diese Frage positiv zu beantworten, hat Malofejew kürzlich den 25jährigen Kiewer Wassili Raz in die Auswahl berufen. Kiew ist derzeit sowieso das Maß aller Dinge. Eine Mannschaft, die im Europacup auftrumpfte wie in besten Zeiten, als man EC-Sieger wurde. Mit 4:1 und 5:1 wurde Rapid Wien im Viertelfinale buchstäblich an die Wand gespielt. „Dynamo Kiew", schreibt die sowjetische Sportpresse, „liefert gegenwärtig ein überzeugendes Beispiel, daß es geht. Das ist lebendiger, schöpferischer und durchschlagskräftiger Fußball – wie wir ihn im Herbst mit der Auswahl haben auskosten können."

Als die „Sbornaja" die Weltmeisterschafts-Endrunde erreicht hatte, sprach Malofejew von der Möglichkeit, in Mexiko eine Medaille zu gewinnen, vielleicht sogar um die goldene zu kämpfen. Diesen Optimismus teilten nicht alle, aber viele. Und der Cheftrainer verlor ihn auch nicht, als er nach den fußballerischen Sonnentagen im Herbst plötzlich ein bißchen im Regen stand. „Wir werden die entstandenen Problemchen schon lösen. Wichtig ist, daß wir wissen, woran wir noch zu arbeiten haben." Zugute kommt ihm, daß sich bei der Anfang März begonnenen UdSSR-Meisterschaft Mannschaften gemausert haben, die in bezug auf Kampfesführung und Durchsetzungsvermögen den Kiewer „Dynamos" nicht mehr nachstehen. Zum Beispiel nicht wiederzuerkennen ist Tschernomorez Odessa, das in der letzten Saison noch Ausscheidungsspiele machen mußte, um in der Oberliga zu bleiben. Ernsthafte Konkurrenten für Kiew wurden auch Zenit Leningrad, Dnepr Dnepropetrowsk und Dynamo Tbilissi. Sie geben mit ihrem Vermögen, sich durchzubeißen, und mit ihrem Angebot an neuen Spielerpersönlichkeiten auch der Nationalmannschaft ein Beispiel. „Ohne hart zu werden, müssen wir härter werden", sagt Rinat Dassajew.

Bevor die sowjetische Fußball-Nationalmannschaft Mitte Mai nach Mexiko fliegt, wird sie am 7. Mai zu einem letzten Testspiel auf Finnland treffen. Zu dieser Zeit ist die Formierung der Mannschaft längst abgeschlossen. Sie hat dann schon ein nochmaliges Trainingslager und eine Begegnung mit Rumänien hinter sich. Die Zeit bis zum ersten Anpfiff ist der Akklimatisierung vorbehalten, die ja in der extremen Höhenlage von Mexiko besonders problematisch ist und exakt gesteuert werden muß.

Boris Andrejew

Fotos: Igor Utkin/TASS

Ein Kleeblatt, das dem sowjetischen Fußball bei der bevorstehenden Weltmeisterschaft viel Glück bringen soll: Torhüter Rinat Dassajew (Bild oben) sowie Anatoli Demjanenko, Oleg Protassow und Gennadi Litowtschenko (unten von links).

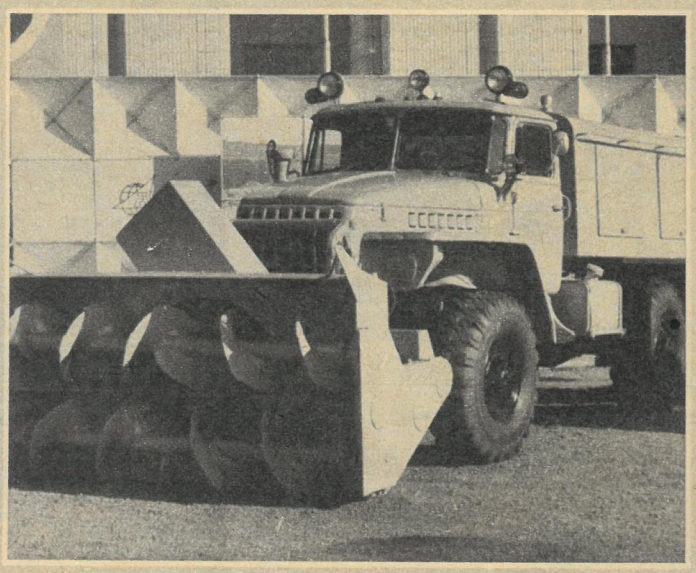
Vorfahrt dem Öffentlichen

Irgendeine Moskauer Straßenkreuzung. Neun markierte Spuren. Ampelgeregelt. Unvorstellbar, daß es bei solcher Verkehrsdichte ohne strikte Regeln und deren strikte Durchsetzung liefe. Das teleautomatische System „Start" (Foto unten: eine Dispatcherzentrale) hilft der Miliz, die Übersicht zu behalten, Verkehrsströme auf den Magistralen zu analysieren. Notfalls wird der Schaltrhythmus der Verkehrssignalanlagen verändert.

Die Anforderungen an die Verkehrsplaner und -lenker wachsen mit jedem Tag auch in der Sowjetunion. Von 1975 bis 1985 hat sich zum Beispiel die Zahl der PKWs verfünffacht. Die Zahl der Privatautos steigt in letzter Zeit um jährlich etwa eine Million. Dennoch wird – nach den Prognosen bis 1990 – der öffentliche Kraftverkehr besonders gefördert. Die vom XXVII. Parteitag beschlossenen „Hauptrichtungen der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der UdSSR" legen fest, die Leistungen in der öffentlichen Personenbeförderung um 12 bis 14 Prozent zu steigern. Unter anderem in Tscheljabinsk, Omsk, Krasnojarsk, Alma-Ata und Riga werden Metros gebaut. Der öffentliche Verkehr soll solche Leistungen bieten, daß das Prinzip „Parken und Reisen" für Auswärtige, die mit dem PKW eine fremde Stadt besuchen, merklich attraktiver wird als eigenes Fahren. Nicht zuletzt nutzt das der Umwelt. Metro-Netze sind nicht der einzige Weg dorthin. Auch der Straßentransport (mit steigendem Anteil elektrobetriebener Fahrzeuge) spielt eine große Rolle. Im KFZ-Werk Lwow z. B. kehrten die Gedanken der Konstrukteure wieder zum guten alten Doppelstockbus zurück, den man von zwei ebenfalls doppelstöckigen bahnsteigartigen Ebenen betreten könnte. Lange Fahrgastwechselzeiten, verursacht durch steile und unbequeme Einstiegsstufen, werden so reduziert. Platzraubende Treppen im Inneren des Doppelstockers entfallen.

Anderthalb Meter Schnee: Keine Hürde

Sommers muß man die Vorbereitungen treffen, um winters nicht im Schnee steckenzubleiben. Kraftvollste „Waffe" des sowjetischen Straßenwesens gegen Schneemassen ist das Räumgerät DE-226 (unser Foto). Das URAL-Fahrgestell 6 × 6 trägt vorn eine Zweiwellen-Schneefräse mit Schleuder; im Kofferaufbau befindet sich ein 294 kW-(400 PS)-V12-Dieselmotor zum Antrieb der Arbeitsgeräte. Die Räumvorrichtung lagert hydraulisch heb- und senkbar auf einem Dreipunktrahmen vorn am Fahrzeug. Die Kraftübertragung vom Arbeitsmotor zu den Arbeitsmitteln besorgen Kupplung, verschiedene Getriebe, Gelenkwellen und Kettentriebe. Der Fahrer des Trägerfahrzeuges vermag mühelos auch die Räumtechnik zu bedienen. Auf Kufen vor dem LKW gleitend, wird die Schneefräse mit Schneehöhen bis zu 1,6 m fertig. Sie nimmt die „weiße Pracht" in 2,8 m Breite auf und wirft sie bis 64 m zur Seite. 1500 Tonnen pro Stunde! SHK

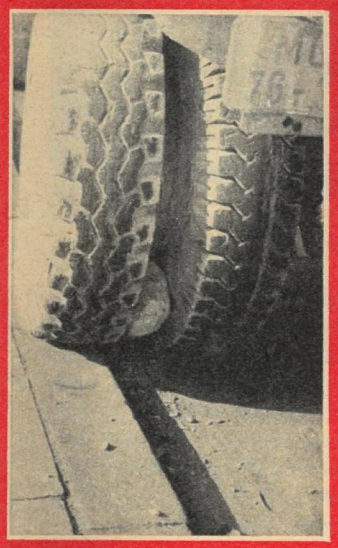


Guter Rat

Blick aufs Doppel-Hinterrad

Vorschau ist immer gut, für jeden Verkehrsteilnehmer. Damit ist nicht nur das Vorbedenken möglicher Situationen des Verhaltens anderer vor, neben oder hinter einem gemeint. Manchmal hat da einer was „auf Lager", von dem er gar nichts ahnt! Fährt man hinter einem Lastfahrzeug, sollte dessen Zwillingsrädern beim Ampelhalt auch mal ein Blick gelten. Nur allzuleicht verklemmen sich dort Steine, die sich während der Fahrt lösen und zum gefährlichen Geschoß werden können. Hier heißt es dann erst einmal, größeren Abstand halten und bei nächster Gelegenheit den Lenker des Transporters darauf aufmerksam machen.

L. L.



Prinzipientreu aus Suhl

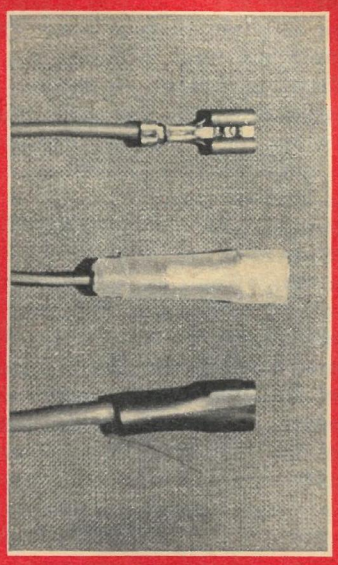
Die Berliner Sektion „Verkehrspolitik" im Verband der Journalisten der DDR hatte einen interessanten Gast: Herbert Fritz aus Suhl. Der Versuchsleiter im VEB Fahrzeug- und Jagdwaffenwerk „Ernst Thälmann" berichtete von der Serienüberleitung weiterer Modelle der neuen Simson-Roller-Reihe. (Foto oben: Herbert Fritz auf dem Parkplatz am Berliner Alex mit drei „seiner" Modelle.) Ab April kommt der „SR 50 B 4" in den Handel. Er besitzt im Unterschied zur bereits bekannten Grundvariante ein Viergang-Getriebe mit elektrischer Leerganganzeige: ein Beispiel nur für erfüllte Forderungen nach Bedienungsvereinfachung. Das äußerst attraktive Aussehen der neuen Roller folgt dem internationalen Trend zu harmonischer

und geschlossener Formgestaltung in Verbindung mit hoher Funktionalität. Auch die künftigen „C"-Varianten, als Krönung des Ganzen mit elektrischem Anlasser ausgestattet, sind durch ihren hohen Bedienungskomfort im internationalen Vergleich Spitzenmodelle. Auf den ersten Blick wird die Grundidee der Schöpfer offenbar: das sind sportliche Fahrzeuge! Die schmutzferne Unterbringung der Elektrik macht sie wenig störanfällig. Das neuentwickelte Fahrwerk mit seinen 12-Zoll-Rädern und einem stabilen Blechprägerahmen garantiert große Laufleistung und hohe Verkehrssicherheit. Bewährtes wie der durch seine geringen Wartungsanforderungen bestechende vollgekapselte Hinterradantrieb wurde beibehalten. Tankverschluß, Luftfilterpatrone, Batterie und Werkzeugraum sind nach Vorklappen der Sitzbank leicht zugänglich (linkes Foto). Formgestalter vergleichen das Prinzip für das Motorrad mit dem „Reiten"; für die gestalterische Arbeit an Motorrollern gilt bei ihnen das Prinzip „Fahren". Mit der neuen Serie erwiesen sie sich als prinzipientreu!

Der Teufel steckt in Steckern

Freiliegende Steckverbindungen bzw. -anschlüsse verschmutzen und korrodieren mit der Zeit. Die dadurch entstehenden Übergangswiderstände führen zu Spannungsverlusten bis zum totalen Ausfall von Teilen der Elektrik. Es empfiehlt sich, solche Verbindungen regelmäßig mittels Drahtbürste oder Sandpapier zu säubern und mit Kontaktfett zu pflegen. Schutzhüllen für Flachstecker kann man selbst recht einfach herstellen. Dafür eignen sich zurechtgeschnittene Stücke Plastisolierschlauch oder leere Füllhalterpatronen, denen lediglich die Enden abgeschnitten wurden. Unser untenstehendes Foto zeigt, wie sie auf ganz bequeme Art aufgestülpt werden.

L. L.



Sapo vor Serie

Im Automobilwerk Saporoshje begann die Versuchsserienfertigung des neuesten Modells „SAS-1102" (Foto: Blick in eine Werkhalle). Ein Vorhaben zum XXVII. Parteitag der KPdSU wurde damit termingemäß eingelöst. Während auf der Fließstrecke noch die alten Modelle montiert werden, präsentiert sich hier der neue schon in voller Pracht. Die ästhetische Ausgewogenheit und ökonomische Form der zweitürigen Karosserie wird ergänzt durch einen überraschend geräumigen Fahrgastinnenraum und gediegene „Innenarchitektur". Der „SAS-1102" verbraucht nach Werksangaben bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 90 km/h auf 100 Kilometer fünf Liter Treibstoff.

A. Krassowski

PS-Nachrichten

DER KLEINWAGEN POLSKI FIAT 126 P erreichte bisher eine Stückzahl von 1,7 Millionen. Derzeitiger Jahresausstoß: 200 000. Für 1987 wurden Weiterentwicklungen an Karosserie und Antrieb angekündigt. Der wassergekühlte Zweizylindermotor wird künftig liegend eingebaut. Effekt: Größerer Gepäckraum und bessere Geräuschdämpfung.

ELEKTRISCHEN ANTRIEB besitzt der neunsitzige Kleinbus „Latvia", der gegenwärtig in den engen Straßen der Rigaer Altstadt getestet wird. Äußerlich unterscheidet er sich nicht vom auch in der DDR bekannten Modell gleichen Namens. Mit einer Akku-Aufladung legt er mehr als 100 Kilometer zurück.

Vor der Ausfahrt: Auch kleine Dinge achte nicht geringe!

NACHAUFLAGEN DES „AUTO-ATLAS", eines „Autoroutenatlas der ČSSR" und einer Autokarte „Ungarn" hat der VEB Tourist Verlag für Mitte '86 angekündigt.

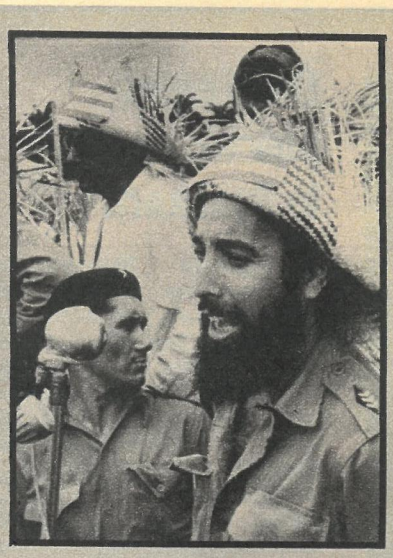
EIN EXPRESS-AUTOBUS verkehrt als ständige Verbindung zwischen Prag und Bratislava über Brno.

PROGRES–AUTOKUČA ist der jugoslawische Partner des UdSSR-Außenhandelsunternehmens AVTOEXPORT. Seit 1968 wurden 55 000 Moskwitsch, 9000 Wolga, 12 000 Saporoshez und mehr als 11 000 LKWs gekauft.

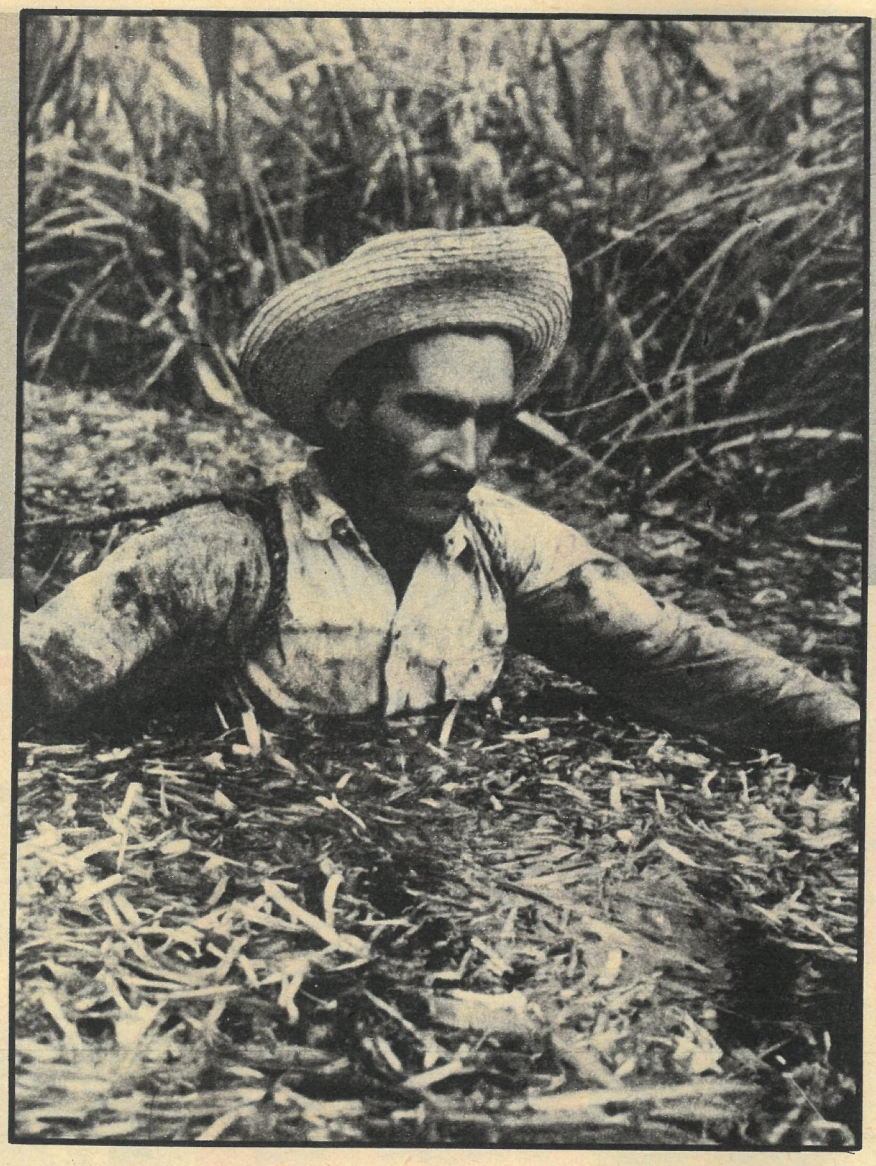
EINE NEUHEIT auf dem sowjetischen Markt ist der PKW-Anhänger, dessen Produktion jetzt im KamAS-Werk begann.

Fotos: A. Abramotschkin (APN), L. Liebmann (2), V. Hohlfeld (2), SHK, A. Krassowski, D. Haußen.
Redaktion: Klaus Hurrelmann

Keine Service-Devise: mobile Klappern gehört zum Handwerk



Nach dem Sieg über die Batista-Diktatur zog die Rebellenarmee mit Fidel Castro am 8. Januar 1959 in die Hauptstadt Havanna ein. Ein Mitstreiter Fidel Castros und des legendären Revolutionärs Che Guevara, Dr. Antonio Nuñez Jimènez (Foto links), erinnert sich, welche Höhepunkte, Krisen und politischen Auseinandersetzungen das erste Jahr nach dem Sieg brachte. Stets war er an der Seite Fidel Castros, unternahm mit ihm viele Fahrten ins Land zu den Bauern und Köhlern, den Viehzüchtern und Arbeitern. Was sie dabei erlebten, hält er in seinem Buch „Unterwegs mit Fidel" fest, das im Dietz Verlag erscheint.



Köhler in den Sümpfen der Ciénaga de Zapata bei der Arbeit.

Wir schreiben den 16. März 1959. Ein Hubschrauber mit dem Ministerpräsidenten der Revolutionären Regierung, Offizieren der Rebellenarmee, zwei Journalisten und einem Geographen an Bord verläßt Cojimar.

Wir passieren die zentralen Hochebenen der Insel und kommen in das Gebiet von Aguada de Pasajeros. Die unendliche Verlorenheit der Ciénaga de Zapata breitet sich vor unserem Blick wie ein Fächer aus Wasser und Schlamm aus.

Wir blicken durch die kleinen Bullaugen des Hubschraubers und erkennen die einfachen Hütten der Ciénagabewohner. Fidel weist an zu landen, als er eine Menschengruppe neben einem alten Meiler stehen sieht; das scheint ein Punkt zu sein, an dem man einigermaßen sicher landen kann. Fidel will sich informieren, wie es mit der Trinkbarkeit des Wassers bestellt ist, wie tief die Kanäle sind, welche Erfahrungen die Einwohner des Gebiets bei der Trockenlegung kleiner Anbauflächen haben, wie es mit dem Fischfang und der Jagd steht.

In einer der Hütten breiten wir die Karten des Gebiets aus und lokalisieren, wo wir uns befinden: drei Kilometer südlich der Laguna del Tesoro, des Schatzsees. In der kleinen Gemeinschaft der Köhler gibt es nur Männer. Ihr Kontakt mit der zivilisierten Welt führt über die Kanäle, die sie selbst unter großen Anstrengungen mit ihren eigenen Händen gegraben haben.

Als sie feststellen, daß der Führer der Revolution unter ihnen weilt, verhehlen sie ihre innere Bewegung nicht, und mit der ihnen eigenen Bescheidenheit reichen sie ihm die Hand und laden ihn zum Essen ein. Es gibt Pökelfleisch, Reis und Kartoffeln.

Perspektive mit Reis

Im Hubschrauber überfliegen wir die verstecktesten Zonen der Ciénaga, zu denen die Zivilisation noch nicht vorgedrungen ist. Wir sehen eine Hütte, und der Ministerpräsident weist an, dort zu landen. Die Ciénaga ist zum Teil von Galiciern (Nachkommen spanischer Eroberer – d. Red.) bewohnt, die dort in großer Einsamkeit und Zurückgezogenheit leben. Wir treffen auf einen von ihnen, und als Fidel ihn fragt, wie es mit der Bodenreform vorangehe, wird offenbar, daß der Mann gar nicht begreift, wovon die Rede ist. Wie schon gesagt, wollen wir die Ciénaga in riesige Reisplantagen verwandeln. Als wir mit einem anderen Köhler, auch einem Galicier, darüber sprechen, sagt Fidel, daß die Perspektive der landwirtschaftlichen Entwicklung der Region der Reis sei, und das sei für die Ernährung des Volkes sehr wichtig. Der Mann blickt Fidel nachdenklich und sehr aufmerksam an, zieht seinen Sombrero und fragt: „Hör mal, und diese Perspektive – ißt man sie zum Reis?"

Ende März 1959 fahren wir erneut in die östliche Zone der Ciénaga de Zapata, zur Schweinebucht und zum Schatzsee. Im Schatzsee leben Krokodile und Wasserschildkröten, Forellen, Alsen, Biajacas und einer der seltsamsten Fische der Welt, der Manjuari. Er wird über einen Meter lang, sein Körper ist eine befremdliche Kombination von Fisch und Reptil.

Bei einem der häufigen Gänge mit Fidel durch die Ciénaga und die Kalksteinregion im Süden des Schatzsees lernen wir den Bewohner der Sumpflandschaft Francisco Alzugaray kennen, besser bekannt unter dem Namen Kiko.

Im Schlamm stehend, zerrt Kiko mit solcher Kraftanstrengung an einem ausgeworfenen Seil, daß er völlig erschöpft scheint. Als er uns sieht, grüßt er den Ministerpräsidenten und sagt, ohne den Strick loszulassen: „Hier, ich fange dieses Biest." – „Und was ist das für ein Biest?" fragt Fidel. „Na hör mal, das ist ein Krokodil. Es hat Angst, aber ich will es fangen. Alle Welt spendet hier Geld für die Agrarreform, und ich habe kein Geld. Aber ich werde dem INRA (Instituto Nacional de la Reforma Agraria – Nationales Institut für die Agrarreform – d. Red.) dieses Krokodil schenken."

Minuten später hat Kiko geschafft, daß das Krokodil den Kopf aus dem Schlamm hebt. Den Strick hat es schon um den Hals, nun bindet Kiko ihm das Maul mit dem Lasso zu, und wir sehen, wie er das Krokodil auf den Boden seines Kahns wirft. Fidel fragt Kiko über seinen Beruf aus und meint dann: „Es wäre eine gute Sache, wenn das zukünftige Touristenzentrum am Schatzsee eine Krokodilzucht hätte. Glauben Sie, Kiko, daß Sie uns einige Krokodile fangen können, damit man eine Zucht beginnt?", und ohne dem Mann Zeit für eine Antwort zu lassen, fügt er hinzu: „Ganz gewiß sind die Krokodile in der Ciénaga im Aussterben begriffen, aber nicht weniger gewiß ist, daß wir diese kubanische Spezies retten können, wenn wir eine Zucht aufbauen, und touristisch kann man sie auch nutzen, und die Haut kann man ebenfalls verwerten."

Kiko begeistert sich für die Idee, und von diesem Tage an beginnt er, die ganze Ciénaga nach Krokodilen für die Zucht abzusuchen. (Heute befindet sich am Eingang des Kanals, der zum Touristenzentrum des Schatzsees führt, eine Krokodilfarm mit viertausend Tieren.)

Später, als die Farm längst existiert, sind wir wieder einmal mit Fidel in der Ciénaga. Uns empfängt Rolando Escardó, ein Dichter, der der Chef der Landwirtschaftlichen Entwicklungszone der Region Zapata wurde. Escardó beschwert sich über das Benehmen Kikos, der sich in regelmäßigen Abständen betrinkt. Fidel ist sehr erschöpft von seinem endlosen Tagewerk in Havanna, und er sagt nur kurz und treffend: „Und wie willst du, daß sich ein Mann benehmen soll, der nie aus diesen Sümpfen herausgekommen ist und dessen Geschäft darin besteht, Krokodile zu fangen?"

Ein historisches Gesetz

Eckpfeiler der kubanischen Revolution ist die Agrarreform. Fidel handelt stets nach dem Prinzip, erst zu überzeugen und danach die großen revolutionären Vorhaben zu realisieren. So orientiert er auch im Fall der Agrarreform darauf, das Gesetz nicht sofort bei Übernahme der revolutionären Macht zu beschließen, sondern zunächst einmal Aufklärungsarbeit zu leisten und so das ganze Volk mit dem Thema vertraut zu machen.

In jenen Anfangstagen der Revolution wurde mir von Fidel aufgetragen, ein Büro der Revolutionären Planung und Koordinierung zu schaffen, zu dessen Präsidenten er mich ernannte. Eine Kommission war zu bilden, um das Gesetz der Agrarreform auszuarbeiten. Zwei Monate lang führen wir unsere Versammlungen Abend für Abend.

Anfang Mai frage ich den Oberkommandierenden, wo und wann

Suchaktion am Schatzsee

das Agrarreformgesetz unterzeichnet werden soll.

„In La Plata, in der Generalkommandantur der Rebellenarmee während unserer Guerillazeit in der Sierra Maestra. Und was das Datum angeht – am 17. Mai, dem Jahrgang der Ermordung des Bauernführers Niceta Pérez", läßt Fidel mich wissen. Am 17. Mai fliegen wir von Havanna nach Manzanillo. Im Hubschrauber liest Fidel noch einmal den Text des Agrarreformgesetzes.

Als wir La Plata, den hochgelegenen und strategisch so wichtigen Gipfel, erreichen, warten einige Journalisten, Fotografen und Bergbauern. Fidel steigt aus, und die Bauern gehen auf ihn zu und begrüßen ihn.

Der erste, der ihm „Guten Tag" sagt, ist ein Mann, den alle den „Santaclarero", den Mann aus Santa Clara, nennen, ein Bauer und Mitarbeiter der Guerilla. Jetzt geht er mit Fidel zu seinem Bohio, einer Hütte, deren Wände aus Yaguapalme und deren Dach aus Guanopalmwedeln bestehen. Sie ist nur wenige Meter von der Hütte entfernt, die einmal die Generalkommandantur der Rebellenarmee war.

In der bescheidenen Behausung des Santaclarero soll heute das wichtigste revolutionäre Gesetz Kubas unterzeichnet werden, das Gesetz über die Agrarreform.

Der Santaclarero bietet uns ein Frühstück an. In diesem Moment kommt ein Bauer, ein großer, starker Neger, mit zwei Hühnereiern herein, zieht den Sombrero und sagt zum Ministerpräsidenten: „Nimm, Comandante. Hier sind Eier. Solche habe ich dir damals im Krieg auch immer gebracht."

Fidel versammelt sich mit einigen seiner Mitarbeiter und informiert sie über die letzten Änderungen im Agrarreformgesetz. Noch einmal weist er auf die Notwendigkeit der landwirtschaftlichen Genossenschaften hin. Wenig später unterzeichnet der Ministerrat das historische Gesetz, außerdem zwei Dekrete des Präsidenten, die ebenfalls hier erlassen werden. Sie ernennen Fidel Castro Ruz zum Präsidenten des Nationalen Instituts für die Agrarreform und mich zum Exekutivdirektor.

Ein Hubschrauber verschwindet

Am Montag, dem 25. Mai 1959, fliegen wir mit einem Hubschrauber, der von Pedro Luis Diaz Lanz, dem Chef der Luftstreitkräfte, gesteuert wird, nach Aguada de Pasajeros und später über die Halbinsel Zapata nach Cayo Romano, einer kleinen Ansiedlung von Köhlern. Bei der Landung informiert Diaz Lanz, daß er nur noch wenig Benzin für den von Fidel angeordneten umfangreichen Besichtigungsplan habe und daß er es für angeraten hält, zur Zentrale Australia zurückzufliegen, um die Maschine aufzutanken. Wenige Stunden später soll er uns in Playa Girón abholen, wird beschlossen. Der Hubschrauber fliegt weiter nach Nordosten, während wir die Männer und Frauen begrüßen, in deren rußgeschwärzten Gesichtern Freude und Begeisterung glänzen, als sie Fidel in ihrer Mitte erkennen. Es ist das erste Mal, daß sich in dieser Gegend ein Regierungschef sehen läßt. Hier beginnen wir, eine Genossenschaft der Köhler zu organisieren, in der nicht nur die Leute aus Cayo Romano, sondern aus verschiedenen Ortschaften der Halbinsel Zapata zusammenarbeiten. Sie erhalten günstige Kredite, können die Vorteile der Volksläden nutzen, in denen sie die benötigten Waren zum Selbstkostenpreis kaufen. Auf diese Weise werden die Zwischenhändler ausgeschaltet, und der Lebensstandard der Menschen, die bisher in den Sümpfen und den steinigen Küstenregionen der Halbinsel dahinvegetierten, erhöht sich beträchtlich.

Mit einem Lastwagen fahren wir nach Playa Girón, wo wir uns, wie vereinbart, mit Diaz Lanz treffen wollen.

Die Stunden vergehen, und die Unruhe wächst, mit dem Hubschrauber und seiner Besatzung könnte etwas passiert sein. Als die Nacht hereinbricht, geben wir die Hoffnung auf, daß Diaz Lanz zurückkommt.

Der Dienstagmorgen bricht an, und wir wissen immer noch nicht, was mit dem Hubschrauber geschehen ist. So beginnen wir den Rückweg zu Fuß, später steigen wir auf einen Lastwagen, der uns nach Aguada de Pasajeros bringt. Sofort rufen wir die Zentrale Australia an und fragen, ob der Hubschrauber getankt hat. Nein.

Fidel besteigt die einzige verfügbare kleine Maschine, die auf der langen Piste der Zentrale Australia steht, um selbst die Suchaktion zu leiten. Kaum eine Stunde ist vergangen, als Fidel mit der Nachricht zurückkehrt, daß der verlorene Hubschrauber etwa vier Kilometer nördlich des Schatzsees lokalisiert wurde. Die Tragschrauben sind zerbrochen. In der Maschine und der näheren Umgebung gibt es kein Lebenszeichen.

Ein Hubschrauber, der von Capitán Montero geflogen wird, landet auf der Piste. Der Himmel verdunkelt sich, und ein heftiger Platzregen geht nieder. Kurz zuvor sind die Comandantes Raúl Castro (Befehlshaber der Revolutionären Streitkräfte und Bruder Fidels – d. Red.), Ernesto Che Guevara, Galixto Garcia, Augusto Martinez und zahlreiche Journalisten und Fotografen eingetroffen.

Mit einem Sack voller Lebensmittel und Medikamenten klettert Fidel in den Hubschrauber und steigt in den dunklen Himmel auf, aus dem der Regen in wahren Sturzbächen herabbricht. Ihm folgen vier Kleinflugzeuge, die die Vermißten ausfindig machen sollen. In einer dieser Maschinen – sie wird von Capitán Ferrer geflogen – sitzt Raúl Castro. Aus der Luft sehen wir, wie der Hubschrauber mit Fidel sich bis auf etwa zwei Meter der abgestürzten Maschine nähert und Verpflegung abwirft.

Fidels Hubschrauber fliegt zu der vom INRA gebauten Siedlung am Schatzsee und landet auf der kürzlich angelegten Piste, während sich Raúls Maschine in südliche Richtung begibt. Unser Pilot entschließt sich, auf der Piste der Zentrale Australia zu landen. Das Wetter verschlechtert sich, und wir alle fürchten um die zwei Maschinen, die wir nicht zurückkommen sehen. In einer von ihnen sitzt Raúl, und sie hat nur Benzin für eine Stunde Flugzeit.

Vierundzwanzig Stunden nach dem Absturz von Diaz Lanz erhalten wir auf der Piste der Zentrale Australia eine kurze Mitteilung: „Bitte laßt uns in Caraballo abholen. Wir haben die Ciénaga durchquert, und uns ist furchtbar kalt." Unterschrift: Diaz Lanz.

Comandante Calixto Garcia macht sich auf den Weg, um den Chef der Luftstreitkräfte abzuholen, und kommt nach Stunden mit Diaz Lanz und seiner Begleitung zurück. Sie erfahren von der Gefahr, in der Raúl, Ferrer, Manjón und Boronat schweben. Gegen Abend kehrt Fidel zurück, und man sagt ihm, daß Raúl in der Ciénaga oder im Meer verschwunden sei. Seine Besorgnis nimmt zu, zumal das schlechte Wetter die Suche nach den Genossen verhindert.

Die ersten Sonnenstrahlen des 27. überraschen uns auf dem Flugplatz. Fidel, die Karte in der Hand, wählt die Gebiete aus, die jedes der zur Verfügung stehenden Flugplätze absuchen soll. Ich bekomme das Flußgebiet der Hatiguanico und den Schatzsee.

Wir überfliegen die Ciénaga und achten auf jede Kleinigkeit, jede Pfütze, jeden Busch, zwei Stunden lang, bis wir erneut auf der Piste der Zentrale landen, um nach Neuigkeiten zu fragen. Capitán Verdaguer hat die vermißte Maschine gefunden. Aus der Luft sah er sie im Morast nahe der Küste stecken, in der Bucht La Broa. Menschen konnte er in der Umgebung der Maschine nicht ausmachen.

Sprung in den Morast

Fidel weist an, daß die Suchmannschaft aus Diaz Lanz, Verdaguer und mir bestehen soll. Als wir uns verabschieden, drückt mir der Oberkommandierende eine Tasche mit Medikamenten für die Erste Hilfe und Lebensmittel in die Hand. Nach einer Flugstunde erkennen wir von weitem einen glänzenden Fleck auf dem Boden. Es ist das gesuchte Flugzeug.

Wir gehen zum Flugzeug, das mit dem Bug im Morast steckt; das Heck ist in die Höhe gerichtet. Im Innern ist niemand, wir entdecken Blutflecken auf dem Fußboden. Auf der Suche nach den Vermißten gehen wir landeinwärts.

Wir laufen und rufen in der Hoffnung, daß man uns hört. Wir schießen in die Luft, und nach einiger Zeit hören wir zu unserer Freude Detonationen, die aus etwa hundert Meter Entfernung zu kommen scheinen. Wir rennen und rufen, und die Antwort hilft uns, den Weg zu finden. Endlich sehen wir Capitán Manjón, er steht aufrecht; auf dem Boden liegt Capitán Ferrer mit blutverschmiertem Gesicht und einer gespaltenen Nase. Sie sind froh, daß wir da sind, wir fragen nach Raúl und Capitán Boronat.

„Gestern abend sind sie losgegangen, um die Hütte zu suchen, die wir von oben gesehen haben, nicht weit vom Unfallort entfernt. Aber wir glauben, daß sie sich in den Sümpfen verlaufen haben."

Nachdem wir Ferrer verbunden und den beiden zu essen gegeben haben, setzen wir die Suche nach Raúl und Boronat fort. Wir dringen durch den Morast vor, stürzen, überschlagen uns, rufen und geben Schüsse aus unseren Pistolen ab, bis wir von weither einen Schuß vernehmen. Wir gehen weiter, bis wir Raúl und Boronat finden.

Im nächsten Heft:

Bomben auf Havanna

Fotos: ZB, Dietz Verlag

Es passiert nicht alle Tage, daß einer, wenn er gefragt wird, wo er Kandidat der SED geworden ist, antwortet: an der Eismeerküste. Mario Hilmer fährt als Kochsmaat in der Ablöserbesatzung der Motorschiffe „Heidenau“ und „Rabenau“, einer Crew also, die immer dann unterwegs ist, wenn eine der beiden Stammannschaften nach langem Seetörn mehrere Wochen Freizeit zu Hause bei den Familien verbringt.

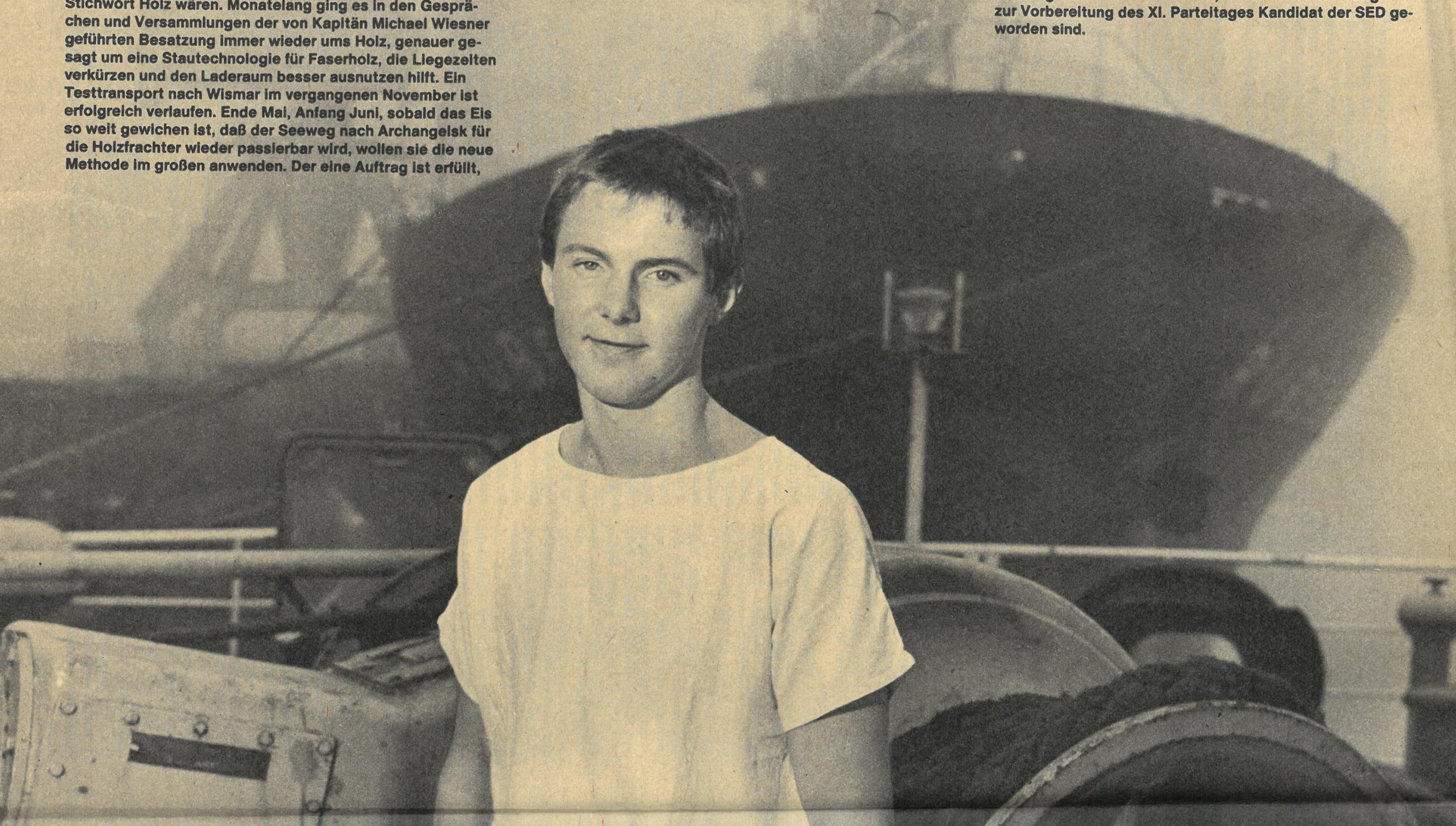
Sie lagen im Hafen von Archangelsk, als die Grundorganisation über seine Parteikandidatur abstimmte. Unter denen, die Beifall klatschten und gratulierten, waren auch Mitglieder der KPdSU, Gäste von der sowjetischen Nordmeer-Reederei und aus der Sägemühle Maimaxa. Womit wir beim Stichwort Holz wären. Monatelang ging es in den Gesprächen und Versammlungen der von Kapitän Michael Wiesner geführten Besatzung immer wieder ums Holz, genauer gesagt um eine Stautechnologie für Faserholz, die Liegezeiten verkürzen und den Laderaum besser ausnutzen hilft. Ein Testtransport nach Wismar im vergangenen November ist erfolgreich verlaufen. Ende Mai, Anfang Juni, sobald das Eis so weit gewichen ist, daß der Seeweg nach Archangelsk für die Holzfrachter wieder passierbar wird, wollen sie die neue Methode im großen anwenden. Der eine Auftrag ist erfüllt, ein anderer bereits erteilt: Versuche mit einem rationelleren Transport von Schnittholz in Großraumpaketen.

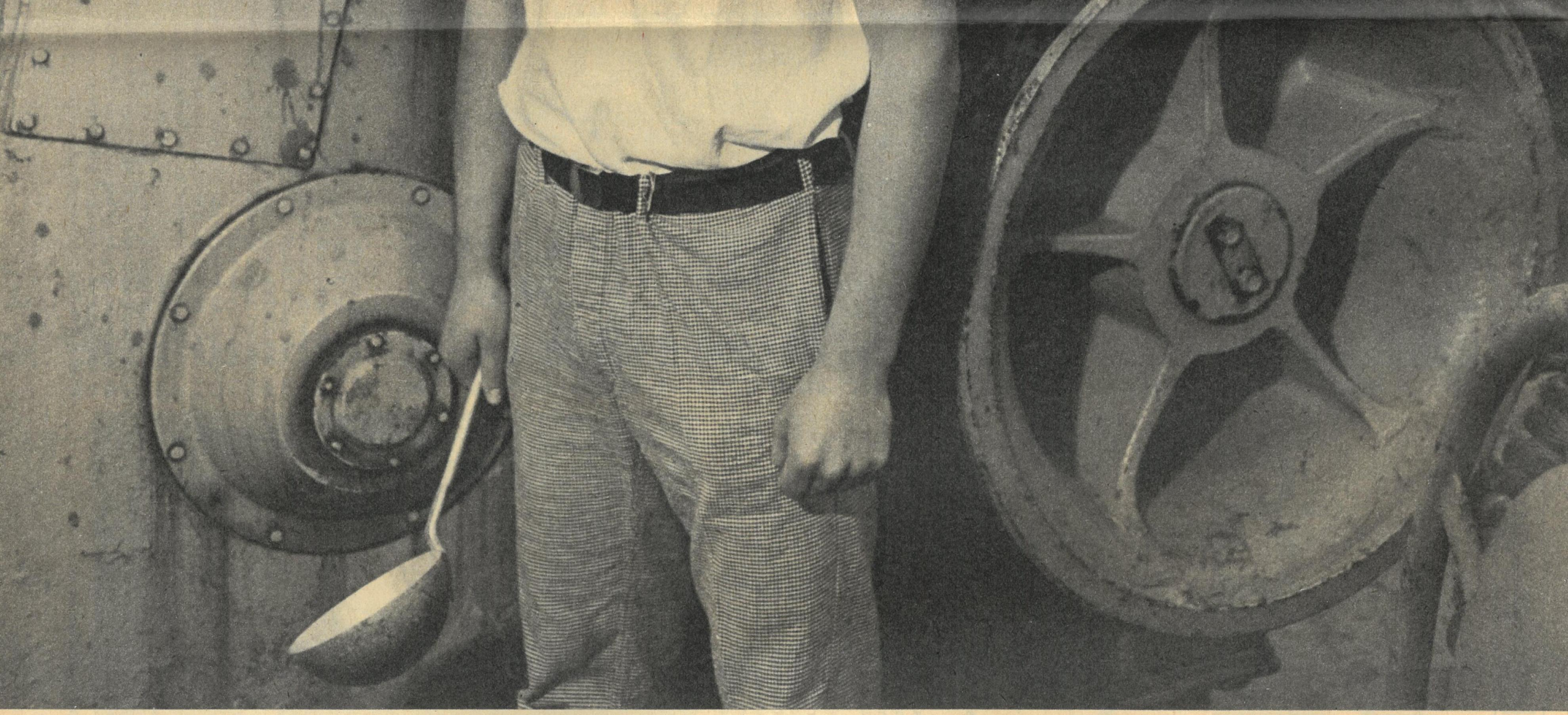
Was kann ein Kochsmaat dabei tun?

Zum ersten: Es handelt sich bei den genannten Neuerungen im wesentlichen um die Arbeit eines Jugendforscherkollektivs, und Mario ist stellvertretender FDJ-Sekretär. Zum zweiten: Er hat gemeinsam mit dem Chefkoch dafür zu sorgen, daß immer etwas Ordentliches auf dem Tisch steht, wichtig für die körperliche wie die stimmungsmäßige Verfassung einer hart arbeitenden Besatzung. Der Zufall wollte es, daß Mario gerade seine ersten Brötchen gebacken hatte, als er vor anderthalb Jahren auf hoher See die obligatorische „Polartaufe“ erhielt. Eigentlich, sagte Neptun mit gespieltem Zähneknirschen, müßtest du deine Brötchen zur Strafe alle selber aufessen, und ein Assistent fügte grinsend hinzu, ob sie vielleicht mit dem Backwerk Tennis spielen sollten.

Im nächsten Urlaub lernte der Randberliner Mario für einige Tage bei einem Bäcker in Buch. Heute klagt keiner mehr über seine Künste, im Gegenteil.

Die Parteimitglieder der Besatzung freuen sich über den Zuwachs. Der Neunzehnjährige selbst hat das Gefühl, daß er politische Zusammenhänge besser versteht und daß ihm das Argumentieren leichter fällt, seit er zu den Zusammenkünften der Genossen geht. Übrigens: Mario Hilmer ist einer von insgesamt 107 000 FDJlern, die im Thälmann-Aufgebot zur Vorbereitung des XI. Parteitages Kandidat der SED geworden sind.





Fritz Jahn (Text)
Lothar Willmann (Foto)

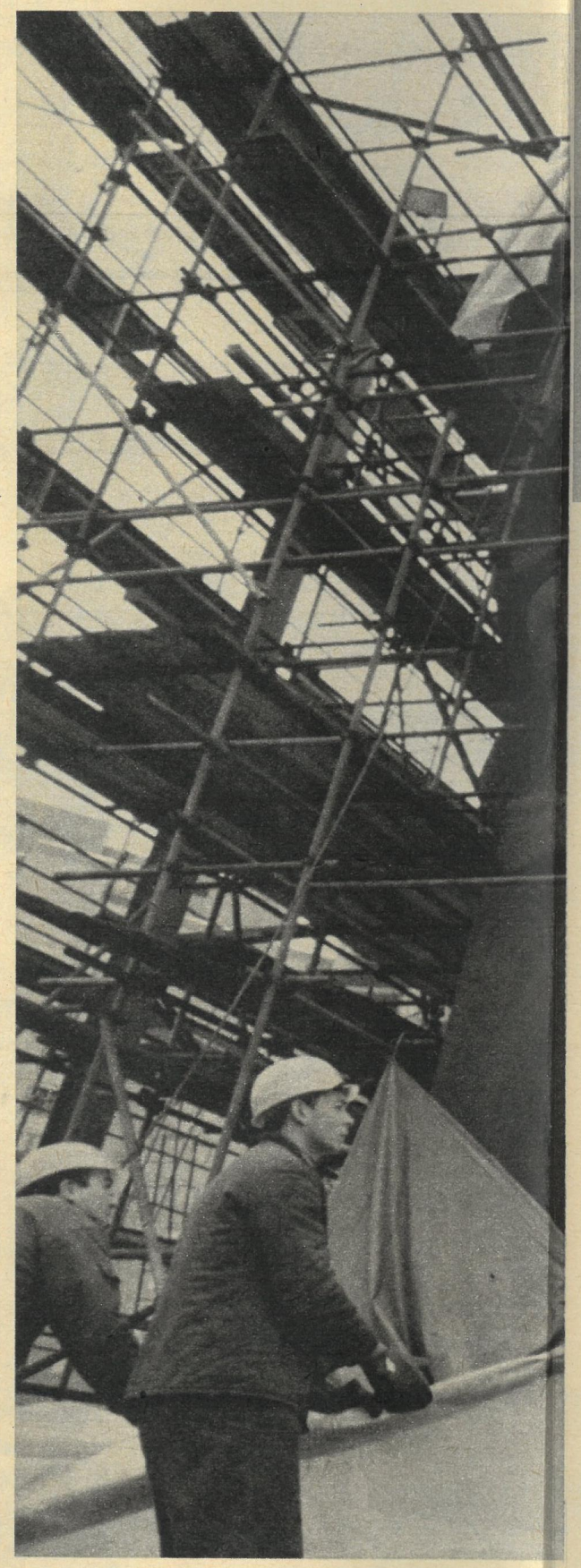
DER AUFTRAG

Wo immer ein Kommunist arbeitet und lebt – er wird konsequent für die Verwirklichung der Hauptaufgabe eintreten, er wird die schöpferische Initiative, eine hohe Einstellung zur Arbeit und zum gesellschaftlichen Eigentum, alle sozialistischen Denk- und Verhaltensweisen aktiv und beispielgebend fördern!

Aus dem Programm der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands

Jeder sechste Bürger der DDR über 18 Jahre ist Mitglied oder Kandidat der SED. FREIE WELT beschreibt in dieser Serie, wie Genossen ihren Auftrag verstehen. **7. FOLGE**

Das hatte mich gleich gepackt

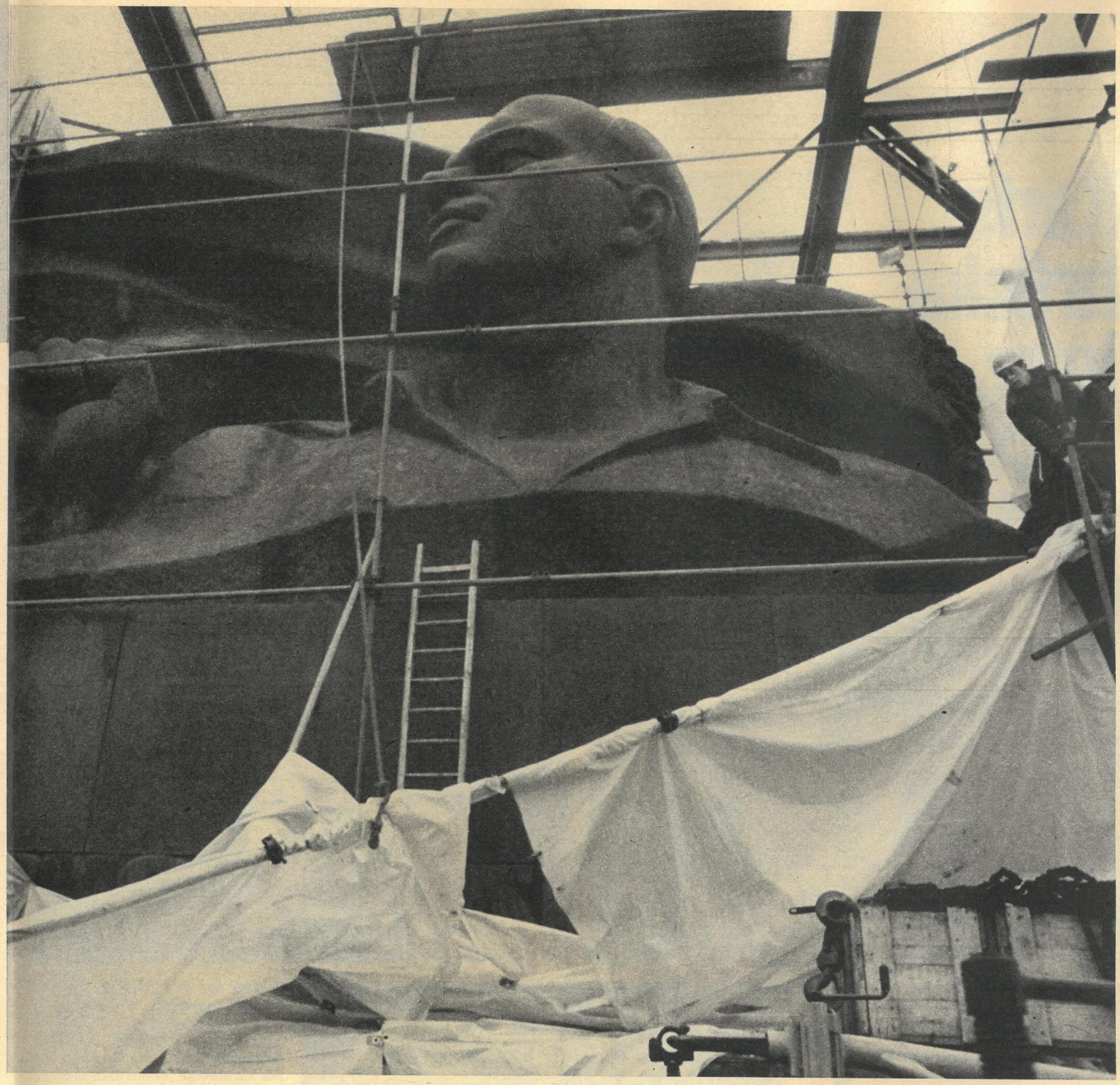


Der erste Eindruck vom Prenzlauer Berg kann nicht der beste gewesen sein: Lokaltermin auf dem Gaswerksgelände in der Dimitroffstraße. Das war vor drei Jahren. Berliner wissen, was das damals für eine Gegend war. Professor Lew Kerbel gibt zu, ein wenig bedrückt gewesen zu sein. „Nirgends etwas Grünes", umschreibt er heute taktvoll das, was er zuerst sah. „Aber das Angebot, ein Thälmann-Denkmal zu schaffen, hatte mich schon gepackt, das hatte mich gleich gepackt. Jedem deutschen Antifaschisten und Kommunisten fühle ich mich verwandt und vertraut. Thälmann kannten wir als Führer der deutschen Arbeiter, als wir noch Kinder waren."

Das Kind Lew Kerbel war am 7. November 1917 in Semjonowka, einem kleinen ukrainischen Dorf, zur Welt gekommen. Der Handwerkerssohn, der Kunst sehr zugetan, schaffte den Sprung zur Moskauer Surikow-Hochschule für bildende Künste und gehört seit langem zur ersten Reihe der sowjetischen Bildhauer. In vielen Ländern ist er bekannt geworden mit Porträts von Persönlichkeiten der internationalen Arbeiterbewegung und nationaler Befreiungsbewegungen: Marx, Lenin, Fidel Castro, Indira Ghandi gehören zu ihnen. Kerbels Werk geht über nationale Eigenarten hinaus, er fühlt sich als Internationalist: „Dazu bin ich von Jugend an erzogen worden, und was ich tue, soll auch deutlich davon sprechen." Daß die Künstlerkollegen aus der DDR und alle, für die das Denkmal gemacht ist, den „Thälmann" eines ausländischen Künstlers besonders kritisch betrachten würden, hat er gewußt. „Aber das war eher ein Ansporn für mich, eine Herausforderung, mich zu beweisen. Auf ein Echo warte ich jetzt gespannt. Das brauche ich immer, daß man mir sagt, was man von meiner Arbeit hält."

Der Bildhauer Professor Lew Kerbel (rechts) und Baustellendirektor Eugen Schröter

Er braucht das nicht erst, wenn er mit einer Arbeit fertig ist. „Er ist sehr offen und streitet gern", sagt Eugen Schröter, Baustellendirektor im Thälmannpark. „Als Lew Kerbel seine Entwürfe vorlegte, war da nicht nur ein einziges Modell zu verteidigen. Vier hat er angeboten. Er hat die Diskussion gesucht, er läßt sich beraten. Und er interessiert sich für alles. Wären wir nicht selbst von unserer Sache besessen, der hätte uns



Letzte Arbeiten am Thälmann-Denkmal

mit seiner Begeisterung schon mitgerissen." Eugen Schröter kennt den, über den er spricht, inzwischen gut. Er war ein paarmal in Moskau, und in Berlin ist Lew Kerbel mit ihm nicht nur auf der Baustelle gewesen, sondern auch zu Hause in seinem Wohnzimmer.

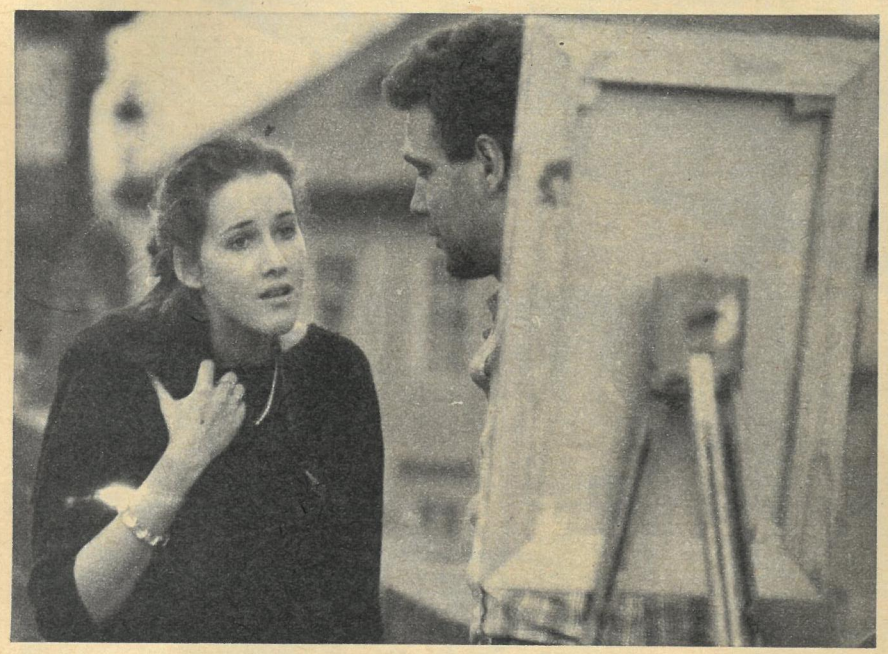
Professor Kerbel hat es auf die Baustelle gezogen, als das Gaswerk noch nicht abgerissen war – „Keiner von uns konnte sich wirklich vorstellen, wie es einmal aussehen würde, wenn fast viertausend Leute hier wohnen", sagt Eugen Schröter –, er hat das Bauen mit Ideen verfolgt, und jetzt ist er neugierig darauf, wie es sich lebt am Thälmannpark.

„Vorschläge hatte er jede Menge", erinnert sich der Baustellendirektor. „Die Erker an den Wohnhäusern haben ihr endgültiges Aussehen einer Kerbelschen Idee zu verdanken. Und keiner wird sich mehr freuen als er, wenn im Frühling rings um den Teich Rhododendron in allen Farben und im Sommer sechstausend Rosenstöcke blühen." Eine richtig schöne Landschaft nennt Professor Kerbel jetzt das, was auf ehemaligem Gaswerksgelände entstanden ist. Um sich mit dem Denkmal in diese Harmonie einzufügen, hat er sich auch von einigen eigenen liebgewordenen Entwürfen verabschiedet.

Mit den Bauarbeitern und mit den Gießern und Ziseleuren in Lauchhammer, wo das Denkmal in Bronze gegossen wurde (FW berichtete darüber in Heft 23/1984), unterhielt er sich nicht nur so oft, um zu erfahren, wie es mit dem gemeinsamen Werk vorangeht. Er wollte auch wissen, wie deutsche Arbeiter heute Ernst Thälmann sehen. Was sie ihm erzählt haben, ist eingegangen in sein Bild. „Intensive Beschäftigung mit Hunderten von Fotos und schriftlichen Dokumenten ist eine Sache. Dazu kommen meine eigenen Erinnerungen. Aber erst alles zusammen", sagt Professor Lew Kerbel, „hat in mir ein lebendiges Bild von Ernst Thälmann geformt. Das eines energischen und leidenschaftlichen Kämpfers für seine Klasse, eines Menschen, der mit Leib und Seele am Leben hing. Das klare Gesicht mit dem warmen, festen Blick, die Faust, der offene Kragen sollen das ausdrücken." Er wünscht sich, daß dieses Bild sich den Betrachtern seines Denkmals mitteilt.

Constanze Treuber (Text)
Lothar Willmann (Fotos)

Karls-brücke kurz nach fünf



Die Karlsbrücke zu Prag. Kurz nach fünf. Da wandelt sich für Viertelstunden das Treiben auf dem altehrwürdigen steinernen Weg über die Moldau zwischen Altprag und Kleinseite. Natürlich, Touristen sind immer da. Aber um eben diese Stunde trägt die Karlsbrücke auch viele Prager in ihren Feierabend ans andere Flußufer hinüber. Neidisch könnt' man werden...

Über sechzehn Bögen kannst du gehn... Ein Weg, auf dem sich wohl jedem die Abgeklärtheit der Jahrhunderte mitteilt, die Relativität von Tag und Stunde. Man merkt's an den Schritten, die da gegangen werden. Da hält die großstädtische Rastlosigkeit inne, die sonst wohl jeden in Prag mitreißt...

Machte sich jemand mal daran, all die hundertstel Sekunden zu addieren, in denen die Karlsbrücke mit ihrem Drumherum Fotomodell stand, dann käme gewiß eine beachtliche Zeit zusammen, in der Licht Bilder aufs Zelluloid prägte. Und doch bringt jeder Augenblick dort neue Blicke für aufmerksame Kameraaugen. Wo sonst noch wäre Prag zauberhafter, unverwechselbarer, intimer, weltvergessener, mehr Weltmittelpunkt?

Die Karlsbrücke, abends nach siebzehn Uhr. Auch wer diesen Weg an den dreißig barocken Standbildern vorbei aus tagtäglicher Pflicht geht, den fängt diese Stimmung ein. Sie wandelt auch den Feierabend des Ortsansässigen ein bißchen zum Feiertag. Zumindest für die etwa fünfhundertsiebzehn Meter Brückenweg. Feierstunde für die Augen. Undenkbar, daß die Blicke nicht irgend etwas Schönes oder Eigentümliches einfangen. Wer dort die Augen offen hat, dem teilt sich wie von selber etwas mit.

Selbstredend schlendern auch welche dorthin, um unter den vielen ganz für sich allein zu sein – sicher, daß niemand sie mit aufdringlichen Blicken begrapscht. Gegafft wird dort nicht. Da freut man sich einfach an der Freude,

am Glück anderer. Weil man selbst nicht anders sein kann als ein bißchen glücklich, froh, zufrieden mit sich und der Welt. Die beiden zum Beispiel, die sich da rittlings auf die Brückenbrüstung schwangen. Woanders würden sie tadelnde Blicke ernten. Hier müssen sie einfach so dasitzen. Denn wäre es ohne sie die Karlsbrücke? Oder der Junge, der zwei Mädchen des Weges führt, das eine untergehakt, das andere an der Hand gefaßt. Nun kann raten, wem das wichtig scheint, welche dem Jungen die Liebere ist...

Karlsbrücke. Sie ist auch Atelier und Galerie und Kunstsalon. Man läßt malen. Gelingt freundlicher, unbekümmerter Hand das Konterfei, ist man's zufrieden. Gerät's mehr zur Karikatur, hat man mit dem Künstler seinen Spaß.

„Was, das soll ich sein?" – „Ich seh dich so. Laß es mich noch mal probieren. Immer wieder, jeden Tag..."

Detlef Christel (Fotos)
Klaus Hurrelmann (Text)

Die treue Geliebte des Herrn Kao Tschen

Wojciech Żukrowski

Kunstvoll komponierte Erzählungen wie diese, die an miniaturhafte alte Parabeln erinnern, entstanden im Anschluß an Wojciech Żukrowskis fünfjährigen Asienaufenthalt. Während seiner Tätigkeit als Frontkorrespondent 1953/54 in Vietnam und später, von 1958 bis 59 im diplomatischen Dienst in Indien, hatte er mehrmals Gelegenheit, China zu bereisen. Die Geschichten, die er dort sammelte, liegen den Erzählungen zugrunde, die der polnische Autor 1965 unter dem Titel „Der schüchterne Bräutigam" veröffentlichte. Żukrowski debütierte 1943 als Lyriker. Der heute 70jährige ist ein bekannter und vielgelesener polnischer Erzähler und wurde auf dem kürzlich beendeten Kongreß des polnischen Schriftstellerverbandes zu dessen Vorsitzenden gewählt.

Heutzutage erzählen sogar die alten Leute immer seltener von ungewöhnlichen Begebenheiten – vom Schicksal des Herrn Kao Tschen und seiner treuen Geliebten, von den Geheimnissen sorglich ummauerter Gräber –, viel lieber kauern sie auf ihren Fersen, die Hände in den Ärmeln der weiten Wattemäntel verborgen, und blinzeln in die Herbstsonne. Es ist ein schweigendes Harren, wie Schnecken haften sie an der blinden Hofmauer. Wem auch sollen sie die alten Legenden überliefern? Die Jugend ist wild und ungeduldig geworden, was kümmert sie das Gefasel der Alten, wenn man in der Zeitung lesen kann, daß demnächst der erste Mensch den Mond betreten wird. Womit wollte man sie da noch fesseln?
Allmählich erholte ich mich wieder von meinem Malariaanfall. Ich wanderte auf gewundenen Pfaden durch das Wäldchen, bis hin zu dem Erdbalkon am Hang des Berges, von wo aus der Blick über die in Terrassen abfallenden Reisäcker schweifen konnte, die um diese Zeit kurz geschnittene Stoppelfelder in Becken aus rötlichem, trockenem Lehm waren. Ich ließ mich auf einem bankähnlichen Stein nieder, lehnte den Rücken an den Stamm einer alten Kirsche, deren ausladende Äste zwei Gräber umarmten. Auf den zwei Meter hohen grauen Kuppeln der Gräber schimmerten weiße Rinnsale von Vogelkot. In Scharen kamen die Spatzen hergeflogen und pickten die letzten verdorrten Kirschen. Zuweilen erhob sich ein solcher Tumult in den Zweigen, ein Getschilpe und Geflatter, daß ich, gleichsam erwachend, den Kopf hob. Meine Augen sahen dann nur helle Streifen Himmel voller Wolkenfetzen und Zwischenräume, mit leichtem Staub angefüllt, der von der rissigen Erde aufgewirbelt war. Mir zu Füßen sprudelte in einem Bassin eine kleine Quelle, die einem Spiegel glich. Ich sah mich darin, klein und geduckt, den Kopf in die Hände gestützt und die Ellenbogen auf die Knie, sah die Halbkugeln der Grabmäler, das vom Vogelkrawall bebende Gezweig sowie das grelleuchtende Weiß der flaumigen Wolken.
Hin und wieder trübte ein Kirschkern, aus einem Spatzenschnabel fallend, das Bild, und kleine Kringel kräuselten die Wasserfläche des Beckens, ich erschrak in unvernünftiger Angst, da das Geschoß doch nur mein Spiegelbild getroffen hatte. Bald aber glättete sich das Wasser, der zersplitterte Glanz verwuchs in eins, und ich sank erneut in schläfrige Grübelei, starrte in jene entgegengesetzte Welt, als wollte ich mein anderes Leben entziffern.
Mehrmals schon hatte ich das gemächliche Schlurren von Flechtpantoffeln vernommen, hatte mich unwillig umgesehen und einen alten Chinesen in langem schwarzem Gewand bemerkt. Er war an den Gräbern stehengeblieben, hinter meinem Rücken, hatte schweigend über das besonnte Flachland geblickt und war, sich in den Ärmel räuspernd, wieder gegangen.
An diesem Tage jedoch kam er zu mir heran und begrüßte mich auf englisch. Sein Gesicht war ohne jede Falte, aber durch die gelbliche Haut schimmerte aufdringlich der Umriß des Schädels. An den Lippenrändern sprossen ihm ein paar lange weiße Haare, auch am Kinn hatte er einige davon, der leichte Lufthauch hielt sie in unausgesetzter Bewegung, sie krochen und wanden sich auf der schwarzen Seide des altmodischen Kleides. Seine Augen, Schlehenpflaumen ähnelnd, blickten mich freundlich an.
Ich stand auf und überließ ihm unwillkürlich den Platz auf dem erwärmten Stein. Er dankte mit einem Nicken des Kopfes, den eine flache, auf dem Scheitel sitzende Kappe bedeckte, und lud mich mit einer Handbewegung ein, mich neben ihn zu setzen – trotz der weiten Kleider benötigte er nicht viel Platz.
Da ich die alten Sitten kannte, kauerte ich mich zu seinen Füßen. Ich konnte bereits stundenlang nach Chinesenart so hocken. Schweigend wartete ich, daß er zu sprechen begänne. „Sie haben diese Stelle liebgewonnen, seit ein paar Tagen komme ich her und finde Sie jedesmal auf meinem Stein."
„Es ist so still hier und die Aussicht wundervoll."
„Da Sie noch jung sind, müssen Sie krank sein, denn wie sonst findet einer heute Zeit, den Reiz dieser Landschaft zu bewundern, Schönheit zu genießen. Aber wissen Sie auch, wohin Sie geraten sind? An wessen Gräbern Sie sitzen?" Er zeigte mit dem Daumen hinter sich.
„Irgendein Gelehrter wird hier liegen und eine Frau, die er geliebt hat", murmelte ich unsicher, doch der Alte kratzte nur mit seiner dürren Vogelkralle durch die Luft, und ich verstummte. Ein Weilchen starrten wir auf das Wasser. Es spiegelte unsere Gestalten, die wie in geheimer Verschwörung einander zugeneigt waren. Dann begann er zu erzählen. Manchmal stockte er und suchte nach dem passenden Wort, offenbar hatte er lange keine Gelegenheit gehabt, englisch zu sprechen.
„Das rechte, das ist das Grab von Herrn Kao Tschen, das andere ist das seiner Großmutter väterlicherseits. Herr Kao Tschen hat es zwar nicht zu Ruhm gebracht, doch war er an einem seltsamen Geschehnis beteiligt, und er war der Vater eines Dichters, jenes höfischen Beamten, der diese Gräber ummauern ließ, zur Ehrung des Andenkens seiner Vorfahren.
In der Provinz Sikiang erfreute sich das Geschlecht der Tschen des Vertrauens der kaiserlichen Statthalter, und des öfteren wurden seinen Gliedern ehrenvolle und geheime Missionen übertragen. Doch wiederholte Meutereien der Generäle, der Aufstand der Taiping sowie der frühzeitige Tod von Herrn Kao Tschens Vater brachten dem Besitztum den Ruin. Der letzte Erbe war ein zarter, empfindsamer Knabe, der sich ganze Tage in der reichhaltigen Bibliothek des Hauses vergrub. Er wurde von der Großmutter erzogen, die ihm von der glanzvollen Vergangenheit erzählte und damit seinen Ehrgeiz zu entfachen und ihn zu einem Examen mit Preisverleihung anzuspornen versuchte, was ihm eine Karriere bei Hofe gesichert hätte.
Der junge Herr Kao Tschen saß am liebsten über Büchern, und erst wenn sich die Sonne hinter den Hügeln verbarg und die Schriften immer schwerer entzifferbar wurden, machte er sich zu einem Spaziergang zum nahe gelegenen Friedhof auf.
Er liebte diese Stelle weitab von der Straße, obgleich ihm dort der Nachbarssohn auflauerte, der im gleichen Alter war wie er, um mit Gespött über ihn herzufallen und mit seiner Kraft und Geschicklichkeit anzugeben. Selten nur nahm dieser einen Pinsel in die an Bogen und Zaumzeug gewöhnte Hand, nie las er ein Buch, ihn beschäftigten Ballspiel, Jagd sowie höchst unanständige Schäkereien mit dem Schwarm Dienstmädchen seines Vaters. Der schüchterne und verschlossene junge Herr Kao Tschen mied tunlichst diese Bekanntschaft.
In Koffern aus Kampferbaumholz stieß er auf alte Schriftrollen, die Geheimlehren enthielten, und er lernte es, die Geister längst Verstorbener herbeizurufen, was ihm überaus dienlich sein konnte, würde er eines Tages zum Richter ernannt werden. Es gab nämlich Fälle, da das Opfer nicht nur half, den Mörder aufzuspüren, sondern auch noch das Versteck wies, in dem die Beute lag. Von den Geistern der Verstorbenen konnte er viele wertvolle Auskünfte erlangen, denn bereitwillig erzählten sie von geheimen Machenschaften, bei denen sie einst als Lebende mitgewirkt hatten.
Immer wieder bat die Großmutter Herrn Kao Tschen, er möge in der Dämmerung nicht zu den Gräbern gehen, denn hinter dem Friedhof, jenseits der von den Stürmen eingerissenen Mauer, begann der Wald, und in diesem Wald versteckten sich aus Tschengtu geflohene Verbrecher. Der Jüngling jedoch, der an die tausend Male seine Beschwörungsformeln hersagte und Zeichen in die getrübte Abendluft malte, verlor das Zeitgefühl und kehrte erst bei Mondlicht heim, der Großmutter mit anmutigem Lächeln versichernd, daß er sich weder vor Lebenden noch vor Toten fürchtete, da er selber häufig die Grenze zwischen den beiden Welten überschreite.
Eines Abends nach dem ersten Frühlingsneumond, als er, in Nachdenken versunken, zwischen den mit struppigem Gras bewachsenen Grabhügeln einherging, sah Herr Kao Tschen, wie ihn zwei wehende Gestalten überholten. Die bescheiden, doch mit Anstand gekleidete ältere Frau grüßte ihn wie einen Bekannten und flüsterte der jüngeren etwas zu, die kichernd ihren Schritt beschleunigte. Der Jüngling fühlte eine jähe Beschämung und wurde feuerrot. Er argwöhnte, die Alte habe etwas Unanständiges über ihn gesagt, Geschwätz nachgeredet, welches der Nachbarssohn in Umlauf gesetzt hatte.
Da wandte ihm die Jüngere, die soeben ins Mondlicht trat, ihr von einem Strauß biegsamer Kirschblütenzweige halb verdecktes Gesicht zu, und er erhaschte den fragenden Glanz ihrer Augen und ein anzügliches Lächeln. Er wollte den enteilenden Frauen nachlaufen, vermochte jedoch keinen Schritt zu tun. Da kam ihm die Erleuchtung, daß er sich verliebt hatte, und diese Erkenntnis entzückte und ängstigte ihn.
Beim Kramen in den Büchern war er manches Mal auf Schriftrollen mit Liebesgedichten gestoßen, die er begierig las, doch die gespreizten Worte hatten gekünstelt geklungen und seine Vorstellung nicht dazu angeregt, ihn in von blühenden Kletterpflanzen umrankte Altane und in die Betten von Liebespärchen zu versetzen. Schulterzuckend hatte er die ihm noch fremden Leidenschaften für Hirngespinste der Dichter gehalten.
An diesem Abend aber wußte er untrüglich, daß, wenn es ihm bestimmt war, die Liebe zu erleben, dafür nur jenes Mädchen in Frage kam, dessen rosa Seidenkleid zischend die Zweige gestreift hatte, so daß ihm Schauer über den Nacken liefen. Er ahnte das Rascheln voraus, wenn er den safrangelben Körper aus diesen Gewändern schälen würde.
Das Mädchen sah sich noch einmal flüchtig um und ließ wie zum Zeichen der Ermunterung eine blühende Gerte fallen, worauf beide Frauen hinter der Mauerbresche verschwanden.
Der Jüngling stürzte hinterdrein, er wollte sich ihnen vorstellen, fragen, wo sie wohnten, und sie um die gütige Erlaubnis bitten, sie zu besuchen. Indes waren sie bereits im Dunkel der Frühlingsnacht untergetaucht.
Herr Kao Tschen hob den Blütenzweig auf, berührte ihn mit den Lippen. Es war, als hätten die Blütenblätter noch die Wärme von des Mädchens Atem

und den Duft ihres Körpers bewahrt.
Tief erregt, starrte er in die Finsternis, als er unversehens einen kräftigen Schlag gegen die Stirn erhielt, so daß er glaubte, sterben zu müssen. Er sank ins Gras. Das Blut aus dem zerschmetterten Kopf rann ihm über die Wangen und beschmierte seine Hand.
‚Steh auf, du Frosch.' Über sich hörte er das höhnische Lachen des Nachbarssohnes, der ihm auch noch mit der Sandalenspitze in die Seite stieß. ‚Ich hab dich hoffentlich nicht mit der faulen Mangofrucht erschlagen?'
Der junge Herr Kao Tschen wischte sich mit dem Ärmel das saftbespritzte Gesicht ab, preßte den Blütenzweig an seine Brust, erhob sich von den Knien und ging stumm nach Hause. In der Nacht fand er keinen Schlaf. In seinen Träumereien erschien das Mädchen, seine Finger liebkosten den Blütenzweig, und er strich sich damit über die Lider. Das machte ihn sicher, daß er keiner Sinnestäuschung erlegen war.
Am nächsten Tag spazierte er vergebens zwischen den Gräbern entlang – das Mädchen ließ sich nicht wieder sehen. Der Blütenzweig bot auch keinen erfreulichen Anblick mehr, die Blüten waren welk, und die jungen Blättchen rollten sich zusammen. Seine Schüchternheit vergessend, fragte er die Leute, denen er begegnete, ob sie nicht die beiden Frauen kannten, doch obgleich man ihn mitfühlend anhörte, konnte ihm niemand in der Gegend das Haus zeigen, in dem sie wohnten. Da setzte er sich vor sein Öllämpchen und weinte bitterlich. Sein Herz pochte voll Unruhe, er nahm keine Nahrung zu sich, und am dritten Tag wurde er ernstlich krank.
Da besann sich die Großmutter, der er seine Kümmernis anvertraut hatte, daß bei jener Begegnung an der Friedhofsmauer der streitsüchtige Nachbarssohn in der Nähe gewesen sein mußte, und auf die Bitte des Jünglings beauftragte sie die Dienerschaft, ihn herbeizuholen. Hochmütig trat er ein und brachte den Geruch nach Hundefell und Pferdemist mit. Er behauptete, er habe die beiden Frauen deutlich gesehen. Mutter und Tochter, letztere sei von außerordentlicher Schönheit. Er sprach so vertraulich von den Reizen des Mädchens, daß der junge Herr Kao Tschen vor Haß bebte und sich zugleich nicht satt hören konnte.
‚Wo wohnen die beiden? Wie heißen sie?' fragte er eindringlich. Da machte sich der Nachbar einen Spaß, wies nach Westen und empfahl, er sollte achtzehn Li weit den Weg durch die Wälder gehen, bis zum Dorf Drei Brunnen, darauf fünf Li nach Norden, dort fände er an einem Berghang das Häuschen, in welchem Mutter und Tochter wohnten. Das Haus sei leicht zu erkennen, denn davor läge ein Teich, und das Mädchen laufe oft durch den Garten, im übrigen müsse sein Herz ihn leiten. Wie der Nachbar erklärte, war das Mädchen nicht die leibliche Tochter, sondern ein angenommenes Kind – er sagte das alles mit geheuchelter Gewißheit, ohne Herrn Kao Tschen in die Augen zu sehen, denn er hoffte in seiner Gemeinheit, daß der Jüngling, sobald er in den Wald stürmte, Räubern in die Hände fiele, die ihm nicht nur die Kleider vom Leibe reißen, sondern ihn auch vergewaltigen würden, da ihnen das Geschlecht einerlei war, welche Vorstellung ihm höchst vergnüglich erschien. Insgeheim lachte er sich schon ins Fäustchen, wenn er daran dachte, wie der zarte Kao Tschen, nackt und bloß, im Laub gewälzt, mit Kot besudelt wurde und wie er sich gedemütigt und verheult über den Friedhof nach Hause stehlen würde. Die Lügen flossen ihm daher hurtig von der Zunge.
Aber er wußte nicht, daß er mit seinen erfundenen Wegweisungen den Willen der Vorsehung erfüllte.
Nach dem Besuch des Nachbarn fühlte sich der junge Herr Kao Tschen gesund. Er bat die Großmutter um schmückende Haarnadeln und Kämme als Verlobungsgeschenk und brach unverzüglich auf. Er schritt beherzt aus, war voller Dankbarkeit gegen den Nachbarn, vor allem, da der nach Westen führende Weg so wenig begangen war, daß Wegelagerer hier vergebens auf Reisende gewartet hätten.
Als er zum Dorf Drei Brunnen gelangte, wandte er sich, ohne sich weiter zu erkundigen, nach Norden.
Und alles traf ein, wie vorhergesagt: An einem Berghang erblickte er hinter einer Mauer aus Feldsteinen tief in einem verwilderten Garten das aufgebogene Dach des Hauses. Auf den Stufen davor saß das Mädchen, spiegelte sich im Teich und kämmte ihr langes Haar.
Als sie des Jünglings gewahr wurde, lachte sie freudig, als hätte sie schon lange nach ihm ausgeschaut, und lief ins Haus, Herr Kao Tschen sah sie dann und wann, wie sie der alten Frau Handreichungen machte, doch bis Sonnenuntergang lud niemand ihn ein, durch die Pforte zu treten.
Er spürte weder Hunger noch Durst, stand wie verzaubert da und verschlang sie mit den Augen. Er war glücklich, den Ort erreicht zu haben, an dem sich das Mädchen aufhielt, und sie hin und wieder sehen zu können.
Als schließlich der Gong der fernen Dorfpagode an die abendliche Meditation gemahnte, erschien die alte Frau auf der Schwelle und bat den Jüngling mit einem Kopfnicken zu sich. Sie fragte ihn, was er in dieser Einöde suche, ob er sich vielleicht verirrt habe und Hilfe benötige.
Herr Kao Tschen bekannte der Frau mit großer Freimütigkeit, daß er sich in ihre Tochter verliebt habe, holte die in rote Seide gewickelten Geschenke hervor und bat niederkniend um die Hand des Mädchens. Im Hause wurde Licht angezündet, das Mädchen bediente die beiden bei Tisch, reichte flink und geschmeidig das Abendessen. Wenn sie eine neue Schüssel mit Reis auf den Tisch stellte, streifte sie die Schultern des Jünglings, berührte mit der Brust seinen Scheitel, daß er den Faden seiner Rede verlor, mit der er die Mutter unterhielt. Wie sich herausstellte, war die alte Dame Herrn Kao Tschens Großmutter väterlicherseits, und ihre Güter hatten westlich von Tschengtu gelegen.
‚Ja, es gibt sie nicht mehr', berichtete die Greisin, ‚vor vierzehn Jahren, zur Zeit der Meuterei des Generals Fu Pan Tsien, mußte ich sie verlassen. Ich verkaufte den Boden und besitze jetzt nichts als dieses Stückchen Garten. Ich ließ das Häuschen bauen, weil mir die Aussicht hier so besänftigend erschien. Mein Wunsch ist es, nur noch hierzusein und fern von den Menschen auszuruhen.'
Der junge Herr Kao Tschen schenkte all dem Glauben, insbesondere freute ihn die Nachricht, daß die nahe Verwandtschaft kein Hindernis sei, ihre Tochter heimzuführen. Zwar habe sie sie an ihrer eigenen Brust genährt, doch sei das Mädchen nicht ihr Kind, so daß es weder rechtliche noch sittliche Vorbehalte dagegen gebe, daß sie wie Mann und Frau miteinander lebten, wenn sie dieses wünschten. Indessen riet sie dem Jüngling von einer Heirat ab, lieber sollte er sich das Mädchen als Konkubine nehmen.
Das Mädchen aber stand hinter ihm, er spürte ihren Atem auf seinem Haar, und mit einem blühenden Zweiglein kitzelte sie ihm das Ohr. Ganz verstand er die Erläuterungen der Großmutter väterlicherseits nicht, dennoch ging er auf alles ein, was sie ihm nahelegte, um sich nur so schnell wie möglich mit dem Mädchen verbinden zu können.
Noch in derselben Nacht kam sie in sein Zimmer, er vernahm das schneidende Zischen der abgestreiften Seide und fühlte ihre kleine Brust in seiner Hand.
Nach drei Tagen erklärte die greise Verwandte, daß sich die Großmutter zu Hause gewiß um ihn sorge und es an der Zeit sei, sie über das, was sich zugetragen hatte, in Kenntnis zu setzen. Sie gab den jungen Leuten ihren Segen und schickte sie auf die Reise.
Der junge Mann berichtete unterwegs von seinem Studium, von seinen Plänen einer Karriere bei Hofe, vom alten Geschlecht der Tschen, und die Stunden des Marsches vergingen wie im Fluge. Das Mädchen hielt so reizend den Kopf geneigt, schaute so aufmerksam, wußte so gut zuzuhören und ihn mit einer Handbewegung zum Weitersprechen zu ermuntern, daß ihm gar nicht auffiel, daß sie bisher noch kein einziges Wort gesprochen hatte. Wenn er sie liebkoste, zitterte sie, schien etwas zu flüstern, keuchte und erwies ihm so viel dankbare Zärtlichkeit, daß Worte gänzlich überflüssig waren. Erst zu Hause machte ihn die Großmutter darauf aufmerksam, daß das Mädchen stumm war.
‚Das stört mich keineswegs', erwiderte der Jüngling und folgte ihr mit verzückten Augen, ‚wir lieben uns und verstehen uns daher ohne Worte.'
Wenn er sich in seine Bibliothek zurückzog und in den Buchrollen blätterte, lief das Mädchen durch den Garten und reckte die Arme zur Sonne. Am meisten liebte sie es, nackend in einem Frühlingsguß zu baden, sie kehrte dann mit geröteten Wangen ins Haus zurück, mit verwühltem Haar, von dessen nassen Strähnen bunte Regenbogentropfen rannen, und mit einem Körper, den die Regenströme gepeitscht hatten und der nach Waldesfrische duftete. An einem Gewittertag beobachtete sie so, wie sie im grünen Licht der Blitze über den Rasen dahinwirbelte, der nichtsnutzige Nachbar, der, seine bebenden Hunde bei Fuß, unter dem Dach der Friedhofskapelle Schutz gesucht hatte. Und er besuchte Herrn Kao Tschen, um mehr über die junge Frau zu erfahren. Dieser empfing ihn sehr gastlich, denn er hatte nicht vergessen, daß er eben den Ratschlägen des Nachbarn sein Glück verdankte.
Als der Nachbar die Schönheit der jungen Frau rühmte, flüsterte Herr Kao Tschen, als entdecke er ihm gleichsam einen Makel an dieser Vollkommenheit: ‚Leider ist sie stumm.'
‚Aber das ist bei einer Frau nur von Vorteil!' lärmte der Gast und beschloß, die Geliebte seines Nachbarn mit Gewalt zu nehmen. Er strotzte vor Übermut, im Bewußtsein seiner Kraft, und war sicher, daß sich das Mädchen nicht einmal würde beschweren können.
Er vernachlässigte Pferd, Hunde und Jagd und lauerte stundenlang zwischen den Gräbern, hinter der zerbröckelnden Friedhofsmauer.
Eines verwunderte ihn, nämlich daß das Mädchen, als sie an der Mauer entlanghuschte, keinen Schatten warf. Eine Täuschung war ausgeschlossen, er hatte das Auge eines Jägers, aber selbst diese Entdeckung hielt ihn nicht an, seine Begierde zu zügeln.
Als das Mädchen zwischen den Gräbern hindurch näher kam, stürzte er vor, packte sie bei den Haaren und küßte gierig ihren gebogenen Hals. Auf einmal gewahrte er, daß er einen Baumstamm umarmte, sein Gesicht in Gezweig preßte, sich die Stirn zerkratzte und die Lippen aufschürfte. Er sprang zurück, doch noch während er sich übers Gesicht wischte, entfloh das Mädchen nach Hause, begab sich unter den Schutz des Geliebten.
Ein andermal, als sie im Grase ruhte und sich im Sonnenschein dem Streicheln des Windes überließ, kroch er heimlich zu ihr, schob ihr die Hand unters Kleid und versuchte ihre Brust anzufassen.
Er brüllte auf vor Schmerz und konnte nicht verstehen, wie er so genarrt wor-

Fortsetzung auf Seite 41

Alexander Kiri

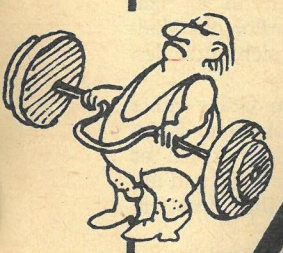
Ein Geschenk mit Gewicht

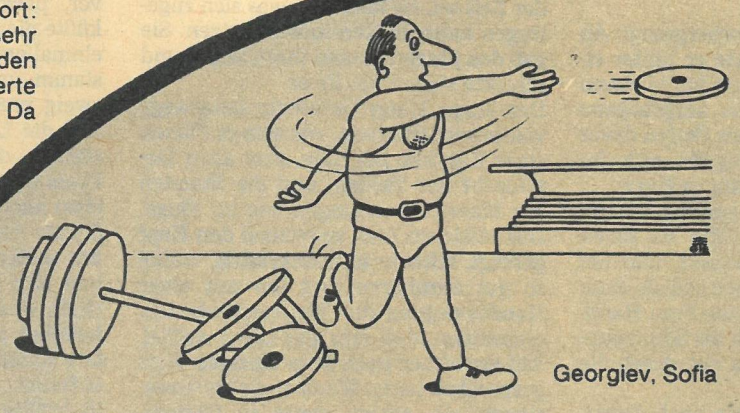
Entsetzt sah Suchorukow seinen Freund an: „Die Autoschlüssel... die Autoschlüssel sind weg... eben hatte ich sie doch noch...“ „Mach keine dummen Witze, ich muß zum Flugplatz! Wenn ich das Flugzeug verpasse... meine ganze Zukunft hängt an deinen Autoschlüsseln...“ „Aber ich habe sie nicht! Sie sind weg! Verloren!“ Hektisch sprang Suchorukow um das Auto herum. Zwischendurch murmelte er: „Wer mir die Schlüssel zurückbringt, dem schenke ich...“ Er überlegte, was dieser ehrliche Mann wohl verdient habe, es fiel ihm aber nichts Passendes ein, und so fuhr er fort: „...dem schenke ich sehr viel!“ „Hätte ich doch nur den Bus genommen“, jammerte fortwährend der Freund. Da trat ein Mann auf die beiden zu. „Suchen Sie etwas?“ fragte er teilnahmsvoll. „Die Autoschlüssel“, preßte Suchorukow hervor, „die Autoschlüssel sind weg...“ „Sind es diese hier? Ich fand sie neben dem Bürgersteig.“ „Oh, Sie Glückspilz!“ jubelte der Autobesitzer. „Ich stehe tief in Ihrer Schuld. Natürlich zeige ich mich erkenntlich. Noch heute!“ – Auf dem Weg zum Flughafen überlegte Suchorukow, was er seinem Retter zur Belohnung schenken könnte. „Ich kaufe ihm eine wertvolle Armbanduhr!“ schwor er im Überschwang seiner Gefühle. „Aber vorher muß ich noch den Umfang seines Handgelenkes in Erfahrung bringen.“

Am nächsten Morgen, als sich die Gefühlswoge etwas gelegt hatte, überdachte er die Sache noch einmal. „Warum muß es eigentlich eine Armbanduhr sein? Große Geschenke verpflichten nur. Ich kaufe ihm besser einen elektrischen Rasierapparat. Der ist billiger.“ Um die Mittagszeit dachte er weiter: „Auch ein Rasierapparat ist ein sehr gewichtiges Geschenk. Am Ende faßt es der Nachbar als Beleidigung auf, oder er rasiert sich nur naß?“

Die widersprüchlichsten Gefühle tobten in Suchorukow: schenken oder nicht schenken. Schließlich kam er zu dem Schluß, daß eine Tafel Schokolade angemessen sei. Sie verpflichtete zu nichts und lag nicht jahrelang in der Ecke herum wie ein überflüssiger Elektrorasierapparat. Am nächsten Morgen bohrte wieder der Zweifel: Nicht alle Männer mögen Schokolade, dann ist das Geld zum Fenster hinausgeworfen. Und nun stellte sich die entscheidende Frage: Muß ich mich überhaupt durch ein Sachgeschenk erkenntlich zeigen? Wichtig ist doch eigentlich nur, daß das Herz dankbar ist, nicht wahr?

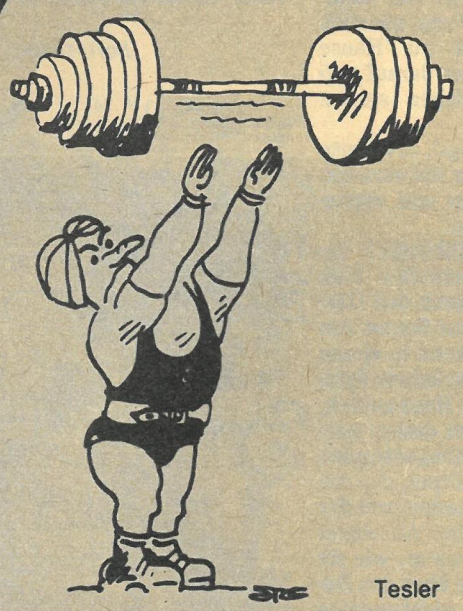
Gegen Abend stand sein Entschluß fest. Er zog ein frisches Hemd und seinen



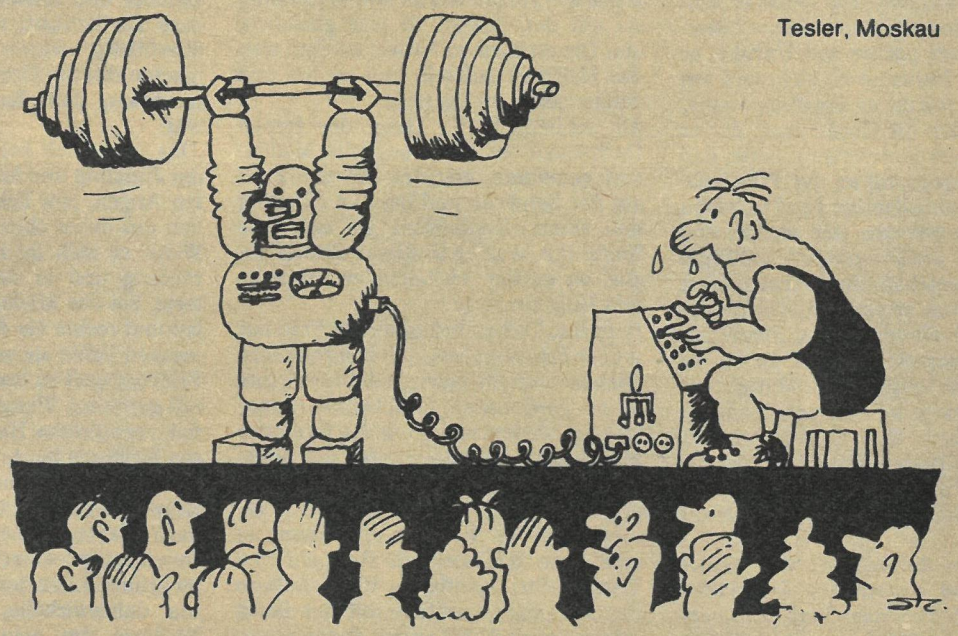


Georgiev, Sofia

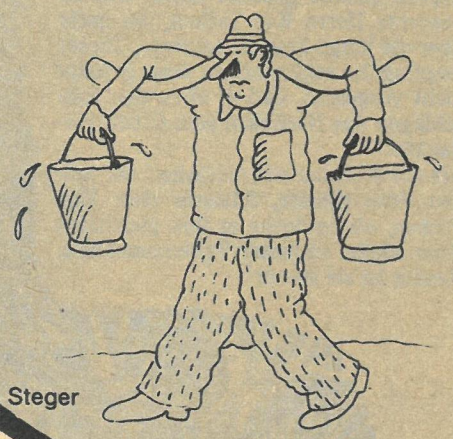
Burgstett



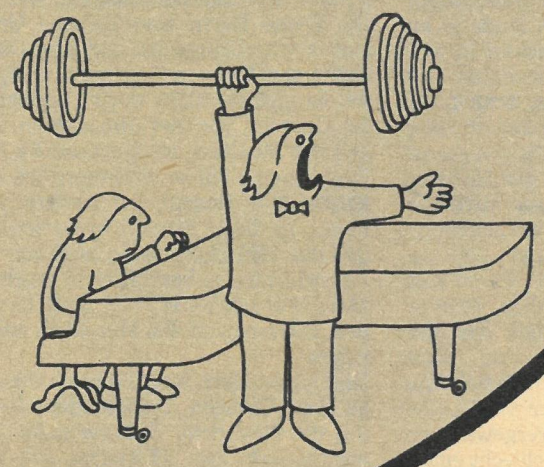
Tesler



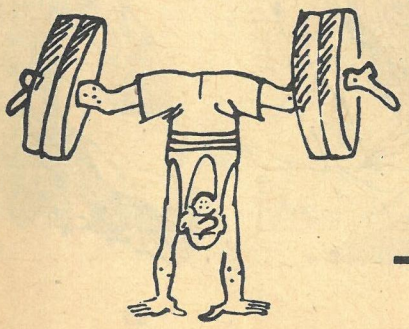
Tesler, Moskau



Steger



Worobjew, Moskau



Kraft ohne Weisheit stürzt durch die eigene Wucht. Horaz

Schwergewichtig

Das meiste und gewöhnlichste, was Jugendfreunde nach spätem Wiedersehen aneinander bemerken, ist, daß sie dicker geworden.

Jean Paul

Man muß nicht seinen ganzen Rest an den ersten Wurf setzen. Gracian

ewige Last, ohne die alle übrigen

Lasten unerträglich würden. K. Mann

Wer stark ist, darf Optimist sein.

H. Mann

Hab ich die Kraft,
dich anzuziehn, besessen,
so hatt ich dich
zu halten keine Kraft.
Goethe

Kraft-Felder

Das Lachen ist der Bruder der Kraft.
russisch

Nur der Träge sagt, mir fehlt die Kraft.

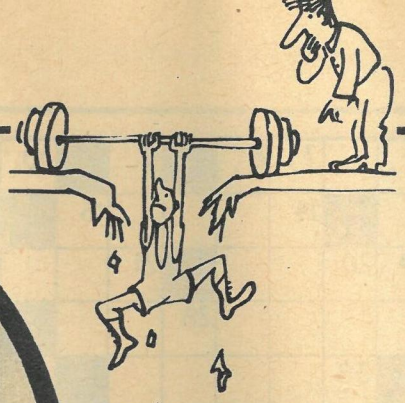
Gehobene Schätze tragen sich leicht.

Volles Gewicht scheut die Prüfung nicht.

2 Wochenspruch

Die üppige Kraft sucht die Arbeit.

Hölderlin



schönsten Anzug an, wählte mit Sorgfalt die Krawatte! In gehobener Stimmung machte er sich auf den Weg zu seinem Nachbarn: Ein überraschender lieber Besuch ist doch noch immer das schönste Geschenk!

Aus dem Russischen von Adeline Thomas. Bearbeitet.

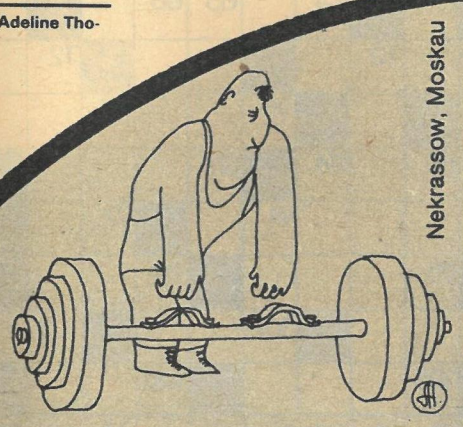
Heinz Kahlau

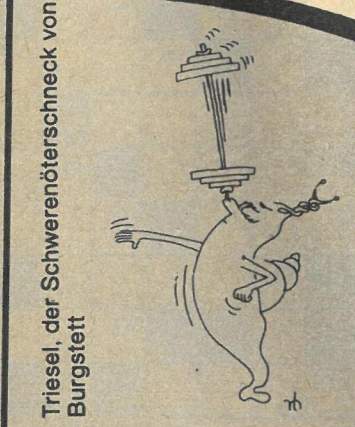
Problem

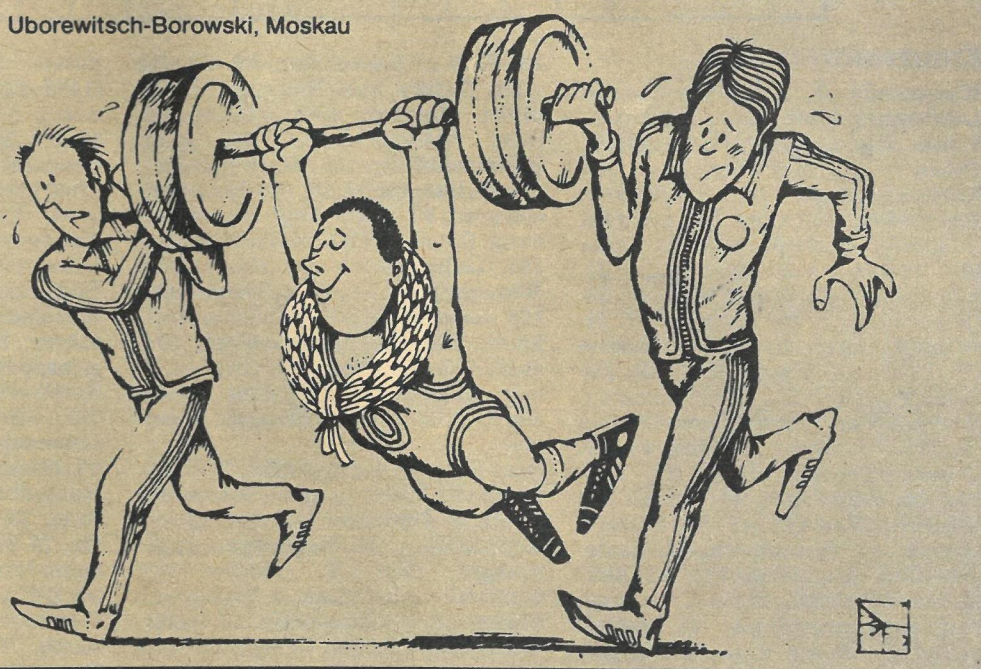
Du bittest mich, ich soll dich kühler küssen.
Nur meinem Blick erlaubst du anzufassen.
Von meinen Händen möchtest du nichts wissen.
Ich soll sie tief in meinen Taschen lassen.

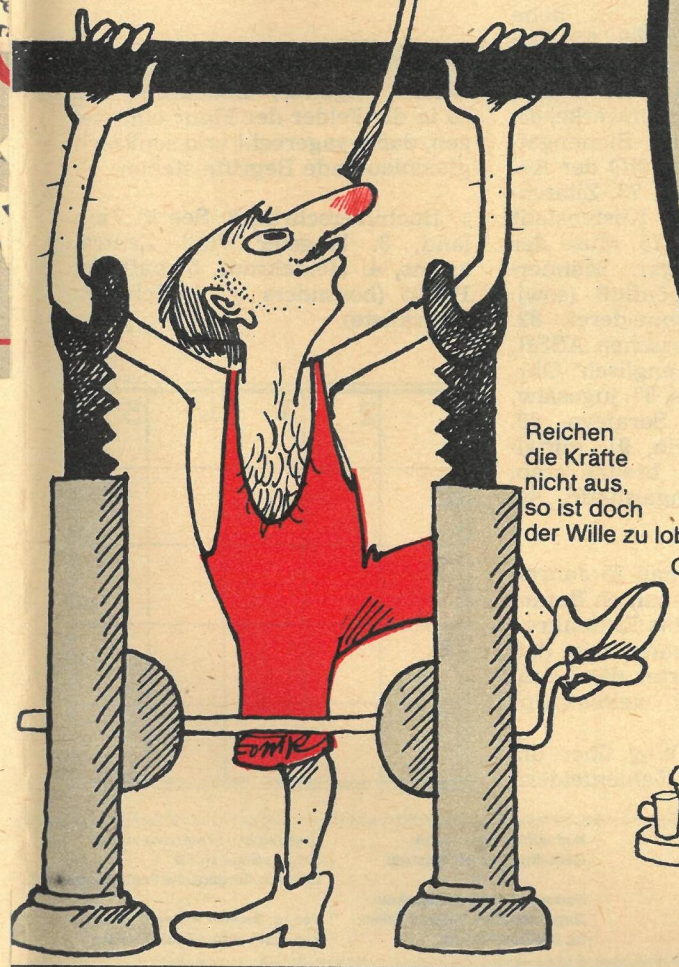
Gelassenheit ist eine schöne Gabe.
Ich fürchte nur, sie wird uns wenig nützen.
Wenn ich die Hände in den Taschen habe,
wie soll ich mich vor deinen Händen schützen?

aus: „Wo man liebt, da laß dich ruhig nieder", Henschelverlag

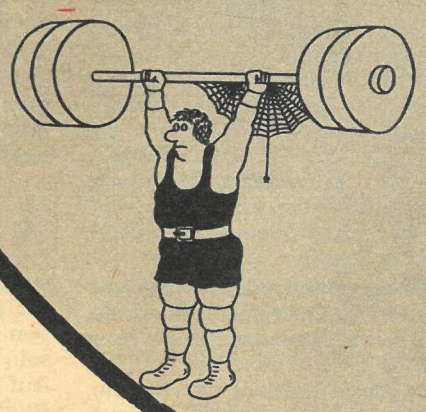


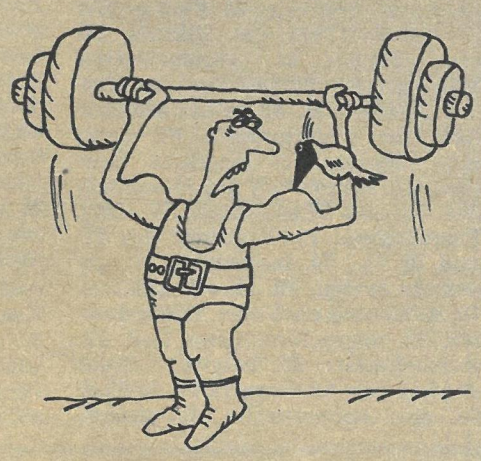






Reichen die Kräfte nicht aus, so ist doch der Wille zu loben.
Ovid

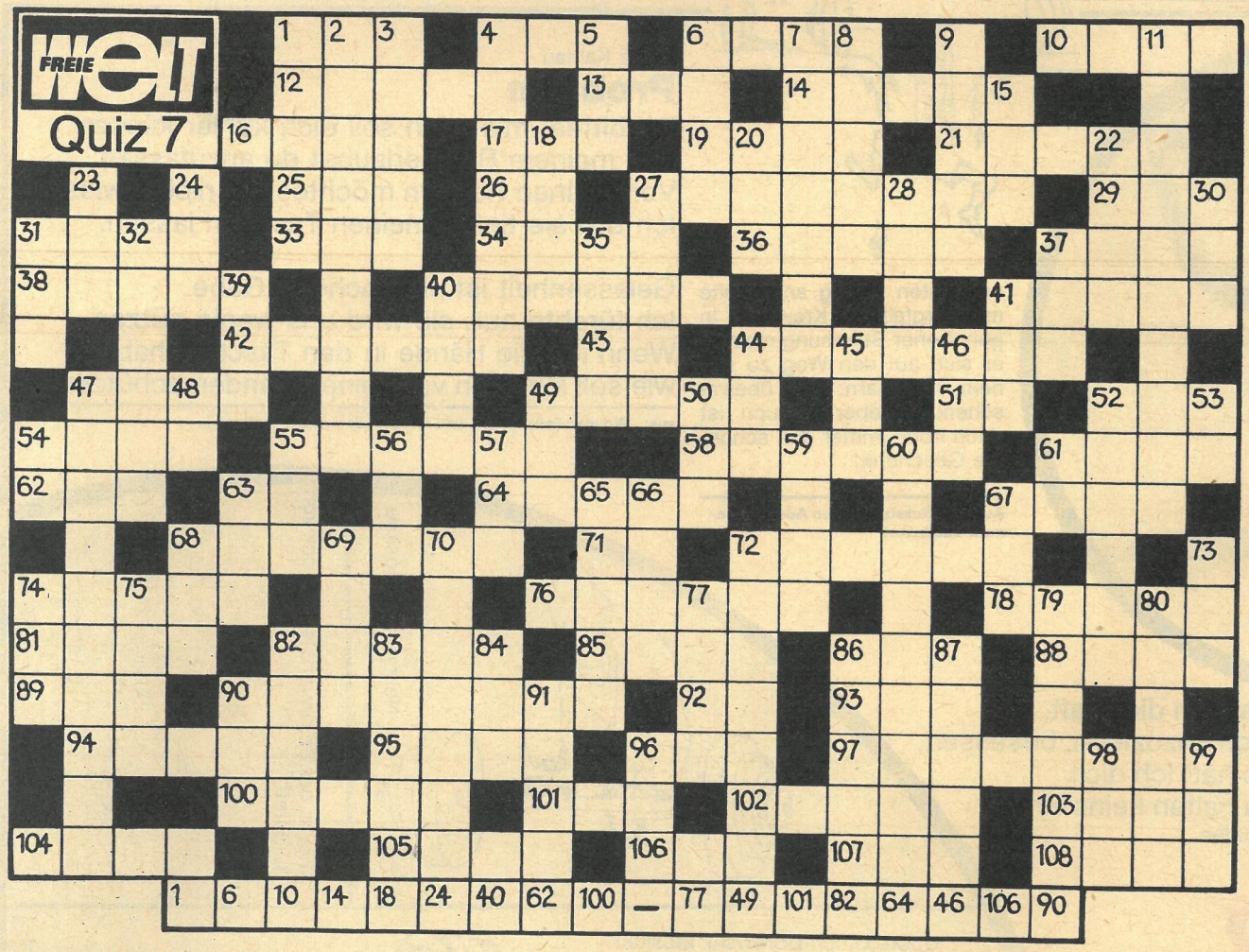




Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

Denn Unverstand ist's, über seine Kraft zu tun. Sophokles

Kluge Leute schonen sich heute für morgen und versuchen ihr ganzes Glück nicht an einem Tage. Cervantes



(siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand), kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können.

Und bitte die Marke Quiz 7 oder die Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 14. Mai 1986 (Datum des Poststempels).

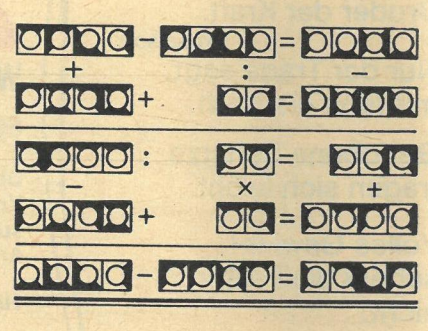
Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 12/1986 der FREIEN WELT. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. ins Meer ragende Landspitze, 4. Moskauer Kaufhaus, 6. russ. Männername, 10. Bankfach, Tresor, 12. Mädchenname, 13. Rheinnebenfluß, 14. Sittlichkeit; Sittenlehre, 16. altes Längenmaß, 17. geolog. Stufe der alpinen Trias, 19. alkohol. Heißgetränk, 21. Glücksspiel, 25. poln. Satiriker, 26. chem. Zeichen für Erbium, 27. Titelgestalt einer französ. Filmserie mit Louis de Funes, 29. Abk. für Reißkilometer, 31. Kraftfahrzeug, 33. deutscher Volksliedsammler des 19. Jh., 34. alte span. Münze, 36. Getreidespeicher (Mz.), 37. südfranzös. Hafenstadt, 38. Gestalt aus Schillers „Don Carlos", 40. Wasserhühner, 41. Fundament, 42. Saalenebenfluß bei Merseburg, 43. Abk. für astronomische Einheit, 44. sowj. Flugzeugkonstrukteur, 47. mittelitalien. Stadt am Arno, 49. ungar. Männername, 51. chem. Zeichen für Indium, 52. griech. Buchstabe, 54. japan. Reiswein, 55. Fluß im SW des europ. Teils der UdSSR, 58. svw. Fahne, 61. althebräischer Männername, 62. Seewind des Gardasees/Oberital., 63. in der Medizin Abk. für Grundumsatz, 64. deutscher Maler, Zeichenlehrer Goethes, 67. Hafenstadt am Hauptarm des Don, 68. Töpferkunst, 71. sowj. Flugzeugtyp, 72. Kunststil des 17. und 18. Jh., 74. landwirtschaft. genutzter Boden, 76. Gewürzpflanze, 78. südamerikan. Vogel, Pfefferfresser, 81. urgeschichtliches Beil, 82. Holzbehältnis, 85. belgische Stadt südöstl. von Antwerpen, 86. Artikel, 88. eine jemenitische Hauptstadt, 89. Fluß in Kasachstan, 90. Geräte zum Ziehen von Notenlinien, 92. chem. Zeichen für Lithium, 93. poln. Mädchenname, 94. sowj. Raumschiffstyp, 95. Name Irlands i. d. Landessprache, 96. ein Judo-Meistergrad, 97. Forderung; Voraussetzung (latein.), 100. Mädchenname, 101. Gebirgsstock auf Kreta, 102. Bienenmännchen, 103. Standvogel, 104. Rauchfang, 105. gehörnte Antilopen, 106. Selenganebenfluß, 107. engl. Abk. für „total loss only" (d. h. nur gegen Totalschaden versichert), 108. nordwesteurop. Inselvolk.

Senkrecht: 1. Schöpflöffel, 2. Überempfindlichkeit gegen bestimmte Stoffe, 3. deutscher Arbeiterführer; Repräsentant des Vereinigungsparteitages 1946, 4. Offizier der höchsten Rangklasse, 5. Name der neuen sowj. Orbitalstation, 6. weibl. Gestalt aus „Eugen Onegin", 7. Gemütsbewegung, 8. russ. Dichter und Dramatiker des 19. Jh. („Der Revisor"), 9. Hauptgebäude der mittelalterl. Burg, 11. sowj. Raumfahrttechniker und Kosmonaut, 15. Lotterieanteilschein, 18. Dneprnebenfluß, 20. Zeichen für Ribonukleinsäure, 22. französisch: sehr, 23. französisch: Straße, 24. russisch: Haus, 27. Entwässerungsgraben, 28. griech. Vorsilbe, svw. allein, einzeln, 30. Materialeinsatzschlüssel (Abk.), 31. weibl. Stimmlage, 32. russ. Dreigespann, 35. Ort östl. von Kasan, 37. Grenzort im W Burmas, 39. amerikan. Riesenkröte, 40. trop. Getreideart, 41. Gutschein, 44. Universum, 45. Abschnitt der Woche, 46. strikte Verneinung, 47. bedeut. europ. Arzt und Naturforscher (1493–1541), 48. chem. Zeichen für Selen, 49. schweizer. Flächenmaß, 50. i. d. Elektrotechnik Abk. für automatische Frequenzregelung, 52. Titel einer Beethoven-Sinfonie, 53. sowj. Flugzeugtyp, 54. ein Umstandswort, 55. Tongeschlecht, 56. Höhenzug bei Braunschweig, 57. Samaranebenfluß, 59. sowj. See in Mittelasien, 60. deutscher Arbeiterführer, Repräsentant des Vereinigungsparteitages 1946, 61. hohe Spielkarte, 63. Wurfspieß, 65. Teil der Saiteninstrumente (Mz.), 66. Seinenebenfluß südl. von Rouen, 67. Abschnitt der Bühnenwerke, 68. Nebenfluß des Ob, 69. Bienengattung, 70. Halbinsel im NO der Adria, 72. Mädchenname, 73. Zitatensammlung, 74. japan. Küstenstadt im SW von Honshu, 75. Muse der Geschichte, 77. ungar. Männername, 79. Amurnebenfluß (sowj. Fernost), 80. Aufschneiderei, 82. Hauptstadt der Tatarischen ASSR, 83. Gebirgsweg, 84. englisch: Ohr, 86. Lager; Niederlage, 87. jugoslaw. Stadt südöstl. von Sarajevo, 90. Zuckerrohrbranntwein, 91. mittelalterl. Volkslied, 96. breites arab. Segelschiff, 98. Langarmaffe, 99. englisch: zehn.

Als vor nunmehr genau 25 Jahren das Zeitalter der bemannten Raumfahrt mit Juri Gagarins Erdumkreisung begann, da ahnten wir, daß die zwei Lösungswörter des heutigen Rätsels einmal weltbekannt sein würden.
Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:

1. Buchüberschrift, 2. See in Finnland, 3. längster Fluß Zentralasiens, 4. Heidekraut, 5. haffähnl. Bucht (besonders a. d. Schwarzmeerküste).

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Fernschreib-Nr. 011 48 54

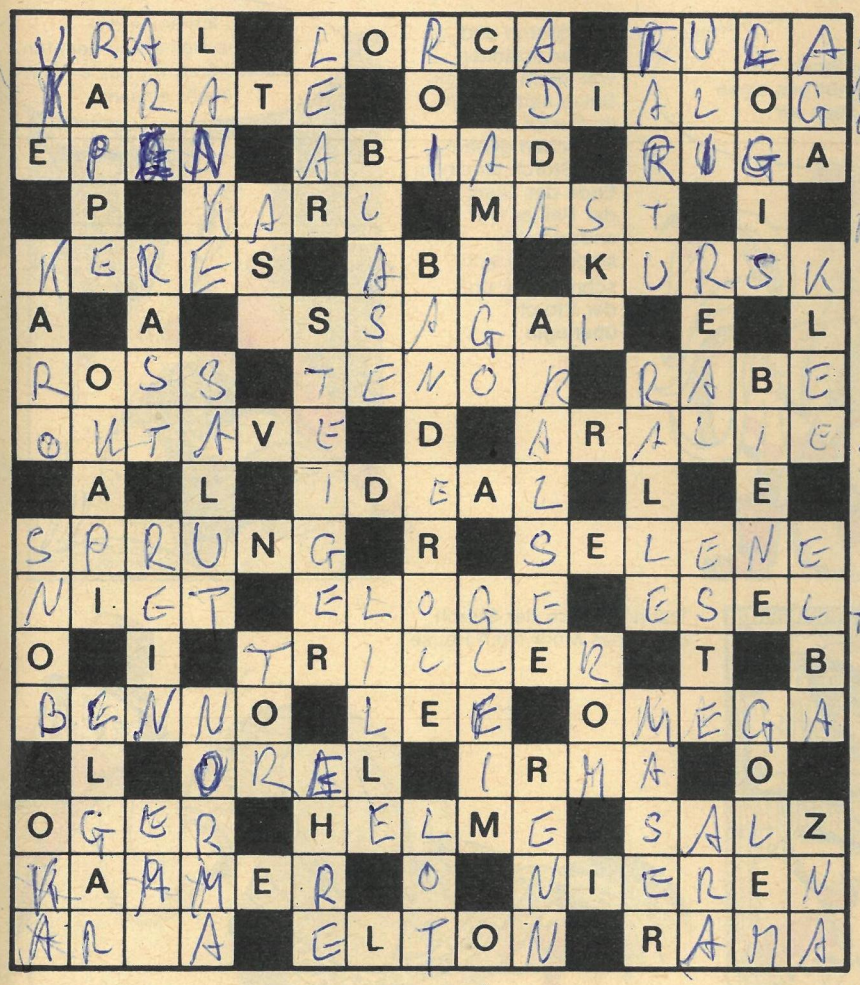
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Amt. Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Barbara Schablinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

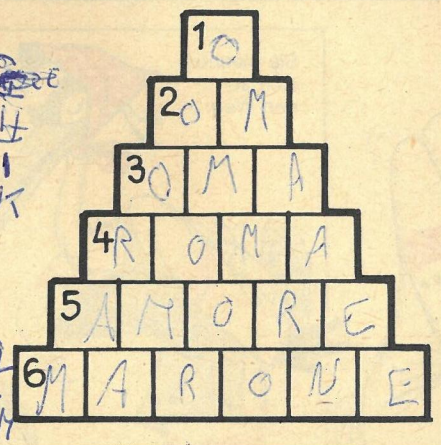


Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. sowj. Binnengewässer in Mittelasien, 2. Abk. für Arbeiter-und-Bauern-Inspektion, 3. schweizer. Flächenmaß, 4. Jagd- und Kampfspeer südafrikan. Stämme, 5. Behörde, 6. nordafrikan. Kap nördl. von Bizerte, 7. spanisch: Freund, 8. amerikan. Riesenkröte, 9. baumartige Zimmerpflanze, 10. Nebenfluß des Po/Oberital., 11. dänischer Küstenort nordöstl. von Alborg, 12. Papageienart, 13. Distrikt in Nordgriechenland, 14. Verschlußstreifen mit Steuervermerk, 15. Männername, 16. Nutzinsekt, 17. Hohlorgan, 18. Wechselrede, Zwiegespräch, 19. Männername, 20. erzählende Versdichtung (Mz.), 21. ethischer Begriff, 22. Lobeserhebung, 23. Angehöriger eines Volkes im W der UdSSR, 24. Lasttier, 25. Insel im westl. Mittelmeer, 26. Salzssee bei Wolgograd, 27. deutscher Dichter der Aufklärung (1719–1803), 28. mensch. Tonfigur, die in Prag um 1580 zum Leben erweckt worden sein soll, 29. Kopfbedeckung des Soldaten (Mz.), 30. Vorbild höchster Vollkommenheit, 31. Mädchenname, 32. kleines Zimmer, Abstellraum, 33. japan. Zweikampfsportart, 34. Viereck, 35. Männername, 36. sowj. Stadt am Tuksor/RSFSR, 37. Futterpflanze, 38. sowj. Schachgroßmeister, 39. Ort östl. des Wandlitzsees, 40. Unterkunft, Heim, 41. nordwestfranzös. Stadt, 42. Windschatten, 43. Senkblei, 44. Stadt im SW Spaniens, 45. Zeichnung im Holz, 46. Fütterungsverfahren, 47. inneres Organ (Mz.), 48. Oper von Bellini, 49. Verbindungsbolzen, 50. Tonintervall im Achtstufenabstand, 51. arab. Männername, 52. Wolganebenfluß, 53. griech. Buchstabe, 54. Kurzhalsgiraffe, 55. Dneprnebenfluß, 56. Wasservogel, 57. Wanderpause, 58. Standvogel, 59. schwarzes Pferd, 60. alte spanische Münze, 61. Hauptstadt der Lettischen SSR, 62. Schriftsteller der DDR („Trini"), 63. französisch: König, 64. indischer Heros, Verkörperung des Gottes Wischnu, 65. südeurop. Hauptstadt, 66. svw. Pferd, 67. klar, sauber, 68. Ehrensalvenschießen, 69. Speisegewürz, 70. überlegen tuender, blasierter Mensch, 71. griech. Mondgöttin, 72. Aufsichtführender im Bergbau, 73. Riß im Porzellan, 74. Schneeschuh, 75. Stadt im SO der Estnischen SSR, 76. männl. Stimmlage, 77. Treffer beim Fußballspiel, 78. musikal. Verzierung, 79. Stadt südl. von Moskau, 80. ein Judo-Meistergrad, 81. sowj. Mittelgebirge, 82. Ulrich (Koseform), 83. sagenhafter Keltenkönig, 84. Fluß bei Tambow (zentrales Schwarzerdegebiet der RSFSR).

Rätselpyramide

Für jedes Lösungswort werden die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs – zusätzlich eines weiteren – verwendet:
1. Vokal, 2. Fluß bei Omsk, 3. Großmutter, 4. südeurop. Hauptstadt in der Landessprache, 5. Oper von Bellini, 6. Speisepilz.



Vom Kern zum Wort

Waagerecht: 1. Erdtrabant, 2. Konfekt, 3. Museum in Leningrad, 4. starker Gegensatz, 5. Volk im SW des europ. Teils der UdSSR, 6. Halbinsel im NO Kanadas, 7. Unionsrepublik im Süden Transkaukasiens, 8. Sohn des Zeus, 9. Nichtleiter, 10. svw. einpolig, 11. gefrorene Leckerei.
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – senkrecht – ergeben die Bezeichnung für ein Pfefferkuchengebäck.

1	A	T	E				
2	P	A	L	I			
3				T	A	G	
4				R	A	S	
5			A	I	N		
6			R	A	D		
7			E	N	I		
8			T	A	L		
9	S	O	L				
10			P	O	L		
11	A	H	N				

Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:
Sesam – Robe – Emir – Neige – Klee – Enkel – Atlas – Alter – Seine – Preis – Plane
Die Anfangsbuchstaben der neu gebildeten Wörter – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die Bezeichnung für eine Stangenwaffe des Mittelalters, die mit Eisenstacheln versehen war.

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird eine „bei Skispringern beliebte Fernseh-Währungseinheit"

Auflösungen aus Heft 8/1986

Kreuzgitter. Waagerecht: Agnat (4), Tritt (73), Rur (60), Etmal (13), Aes (6), Edikte (17), Ruf (74), Theorie (71), Eidetik (19), Engels (15), Star (61), Sterke (63), Emse (21), Regina (55), RDS (53), Amos (2), Ren (57), Nemi (44), Spanten (65), Brisanz (10), Pneu (51), See (67), Esla (23), red (54), Tatare (69), Oleg (50), Binsen (9), Halo (30), Ballen (8), Elision (25), Enarit (14), Gnu (28), Rapier (52), Era (27), Peene (49), Pan (48), Iller (31), Magen (39).

Senkrecht: Status (62), Misere (42), Grieg (29), NUK (46), Artel (7), Stress (66), Mafia (38), Reh (59), Terek (70), Muttermal (43), Diner (12), Eisen (22), Kris (35), Egge (18), Trappe (72), Rhône (58), Manie (41), Ernst (16), Inber (33), Dinare (11), Mandoline (40), Stute (64), Essen (26), Earl (20), Ruhe (56), Agbor (5), Ebene (24), Losung (37), Inari (32), Segeln (68), Notare (45), Algen (1), Anapa (3), Leine (36), Ire (34), Pag (47).

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Karibik, 4. Malaga, 5. Lage, 7. Marianengraben, 10. Anker, 11. Gardine, 12. Rarität.
Senkrecht: 1. Kalahari, 2. Riga, 3. Wegeleben, 6. Minen, 7. Marianne, 8. Abel, 9. Gravidität, 11. Garri.

Einer fehlt: Fet(t)e, Sti(e)l, Bru(s)t, Ren(t)ner, Ach(a)t, Sch(m)utz, Pak(e)t, Pfa(n)d, Tor(t)e.-Testament.

Geschütteltes: Otto + Rigel = Rigoletto.
Wabenleiste: 1. Mělnik, 2. Ameise, 3. Geisel, 4. Leguan, 5. Ganges, 6. Saline. – Kaluga.
Rätselpyramide: 1. E, 2. Ei, 3. Eis, 4. Siel, 5. Liste, 6. Stille.

Umstellrätsel: Baku, Oper, Inder, Lampe, Elan, Roman. – Boiler.

Raten und Rechnen:

896	:	28	=	32
–		×		+
229	+	14	=	243
667	–	392	=	275

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 4) aus Heft 6/1986

Waagerecht: 1. Feh, 3. Pol, 6. Mir, 8. Finnwal, 14. Lei, 15 Neman, 17. Lira, 18. Ara, 19. Des, 21. Lemure, 22. Alakol, 26. Ertrag, 27. Lisa, 29. Idafeld, 31. Papier, 34. Kimme, 36. Lage, 38. Athen, 39. Medina, 41. Zier, 42. Gnome, 44. Emile, 45. Zami, 47. Sari, 48. BB, 49. Etna, 52. Oslo, 54. UN, 55. Ne, 57. Géras, 60. Chopin, 62. Kopernikus, 64. Sahara, 65. Humor, 67. Se, 68. kA, 69. Elis, 71. ESDA, 72. Re, 73. Irre, 75. Real, 76. Elena, 78. Agnes, 80. Dina, 82. Egeria, 85. amore, 88. Reni, 89. Panik, 91. Slawen, 92. Nuancen, 95. Soja, 97. Renate, 99. Talent, 101. Portal, 103. Ton, 104. Dose, 107. Zar, 109. Ader, 110. Stein, 111. Goralen, 112. Anionen, 113. Bar, 114. Sto, 115. Tar, 116. Terz.
Senkrecht: 1. Feder, 2. Eier, 4. Onegin, 5. Lem, 6. Marie, 7. Ines, 8. Filigran, 9. Irade, 10. Naka, 11. Wale, 12. Ar, 13. Land, 16. Mulm, 17. Ia, 20. Strelsk, 21. Laki, 23. Ofen, 24. Tat, 25. Nie, 28. Ali, 30. Lombard, 31. Palech, 32. Phänomen, 33. Ene, 35. Mazurka, 37. Aes, 39. Mio, 40. Delos, 41. Zinke, 42. Giga, 43. Obraszow, 46. Annalen, 50. Thurgau, 51. Apo, 53. Opera, 56. Euler, 58. Ehe, 59. Saanen, 61. Iris, 63. Silikat, 66. Ardennen, 70. Sea, 74. ein, 77. Aal, 79. Erna, 81. Nis, 83. Girant, 84. Ekel, 86. Mandat, 87. Reiser, 88. Reede, 89. Pjotr, 90. Aare, 91. Señor, 92. Niza, 93. Atri, 94. Clan, 96. Opsa, 98. Toga, 100. TR, 102. Tis, 105. Ole, 106. Enz, 108. AN. – **Lösungswort:** Zakopane.

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Günter Welzel, Lübbenau 7543

2. Preis:
75,– M. Flora Hohlfeld, Höckendorf 8233

3. Preis:
50,– M Vicky Schmidt, Neuruppin 1950

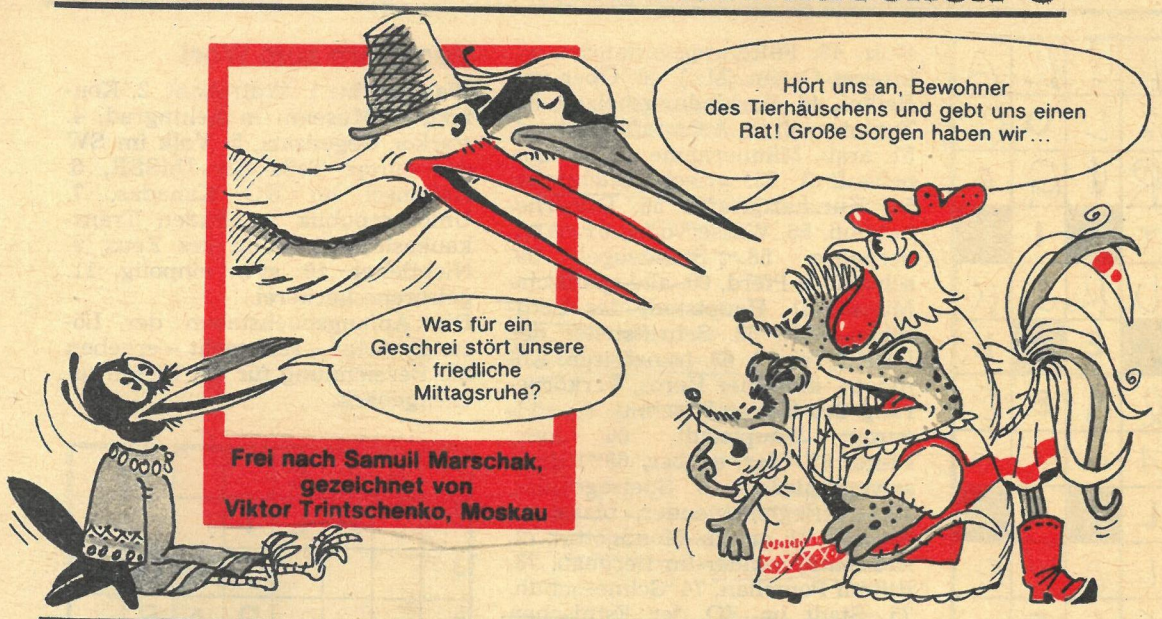
4. bis 8. Preis:
je 25,– M Hans Schütz, Mühlhausen 5700; G. Krause, Döbeln 7300; Hans Jähnerts, Zeitz 4900; Elfriede Goldammer, Naumburg/S. 4800; Erika Müller, Halle 4020.

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)

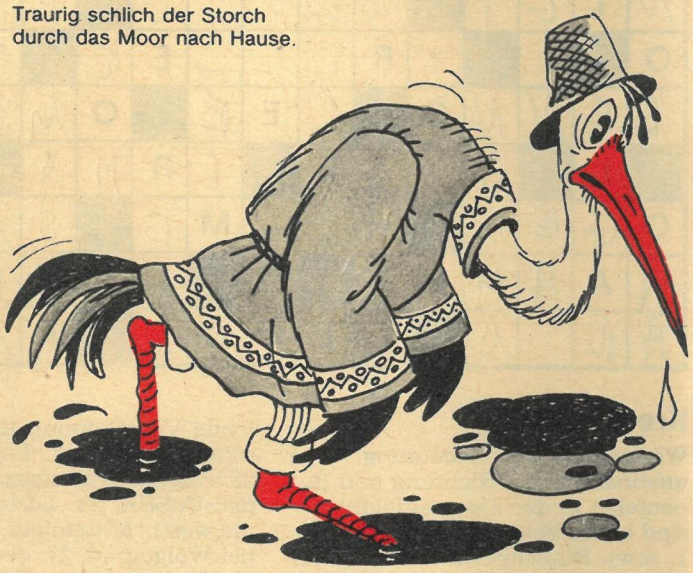
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Das Tierhäuschen 6

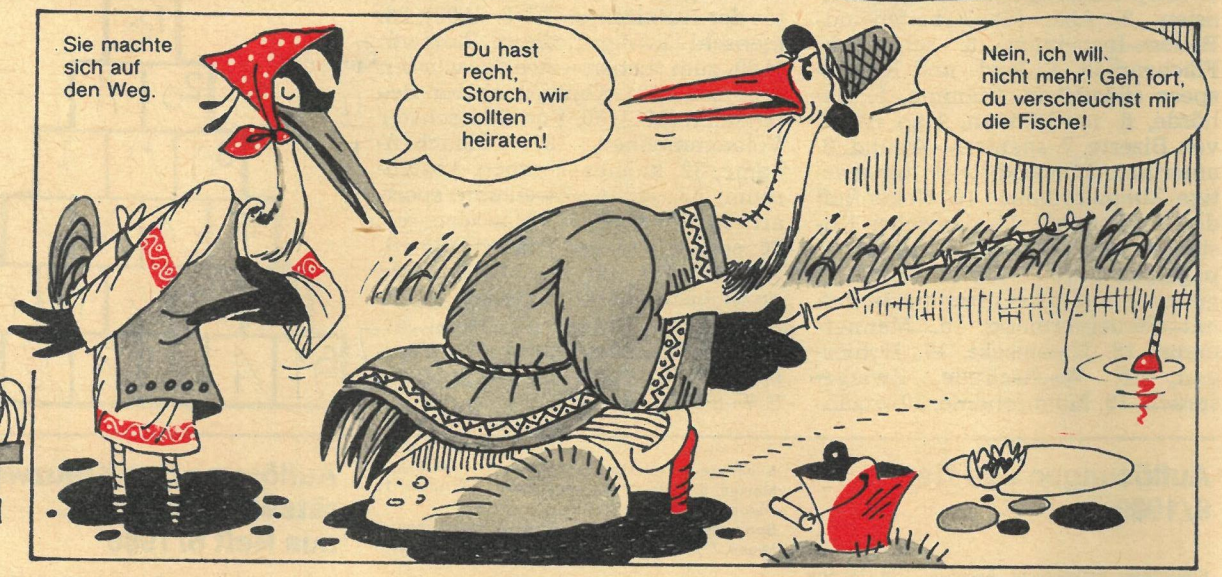


Und Storch und Reiher erzählten von ihrem Unglück: Beide hatten sich im Sumpf ein Häuschen gebaut. Der Storch an einem Ende des Sumpfes, der Reiher am anderen. Sie langweilten sich schrecklich, und der Storch überlegte:

Traurig schlich der Storch durch das Moor nach Hause.



Die Reiherfrau aber dachte nach:



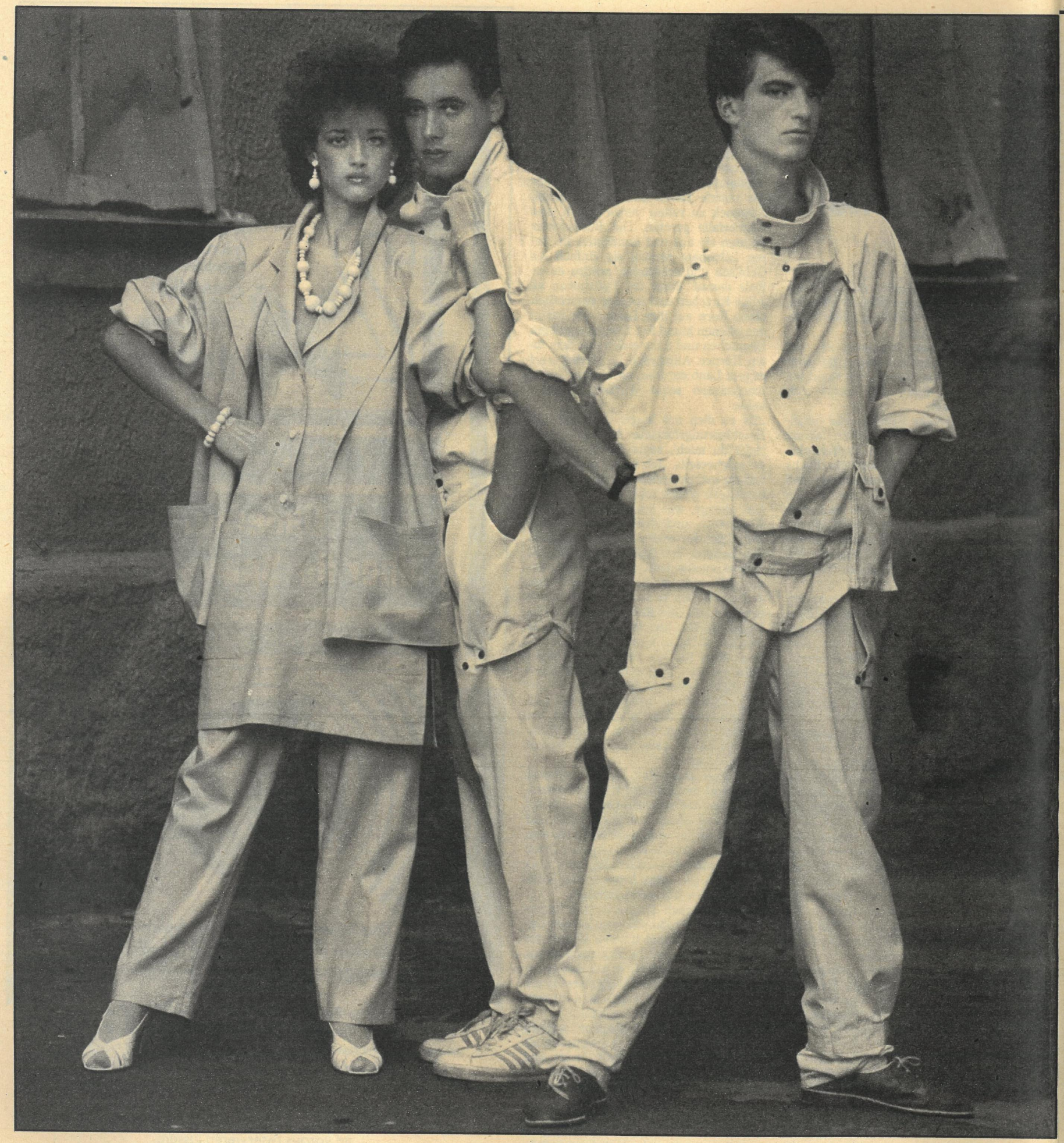
Die Reiherfrau weinte vor Scham. Traurig setzte sie sich an ihren Strickstrumpf. Der Storch aber überlegte unterdes:
Ein Dummkopf
bin ich, ein starrsinniger
alberner Vogel.
Reumütig flog er zur Reiherin.
Aber die wies ihn gekränkt ab.
Kaum war der Storch fort,
bereute sie es, seinen Antrag
abgelehnt zu haben.

Fortsetzung von Seite 35

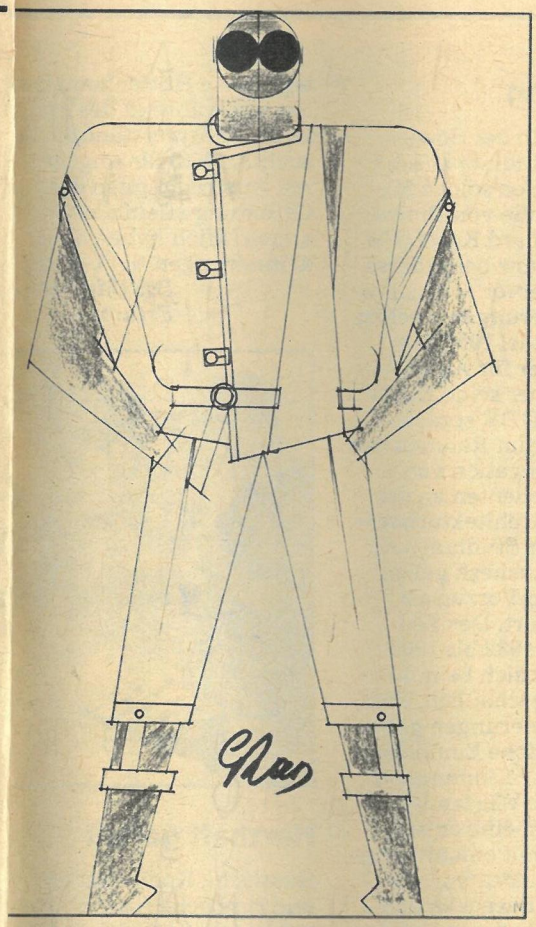
Die treue Geliebte des Herrn Kao Tschen

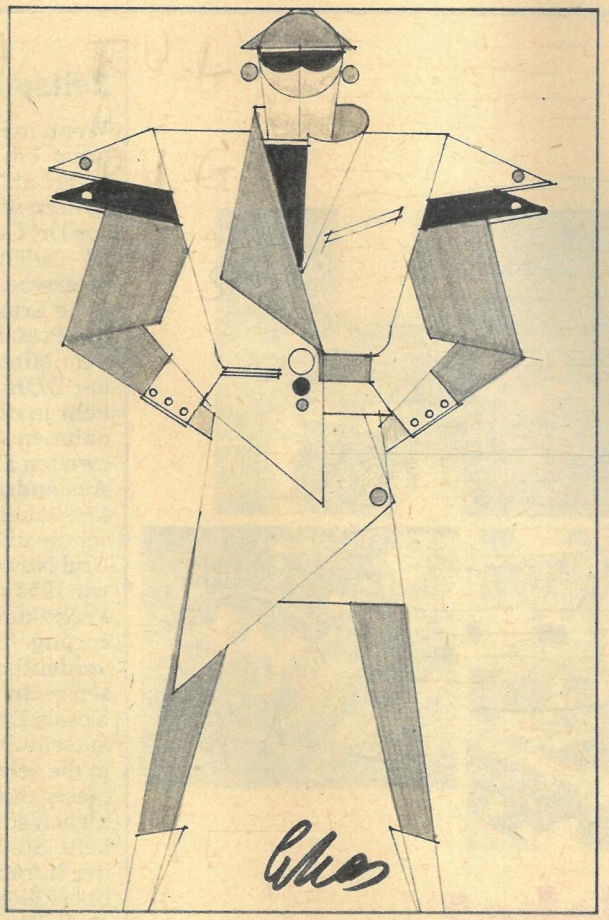
den war: Er riß nämlich die Hand aus der Höhle eines umgestürzten Baumes, in der ihn ein zusammengerollter Skorpion gestochen hatte.
Wie von Sinnen jammerte er und schwor dem Mädchen Rache. Sie aber schien seiner zu spotten – sie stand am Haus in der Sonne und wollte sich schier totlachen.
Lange heckte der Nachbar alle möglichen Pläne. Er war jetzt sicher, daß die Geliebte des Herrn Kao Tschen eine Zauberin, ein Dämon oder ein Fuchs war. Nur durch Beschwörungen ließ sich ihr beikommen, die aber kannte der gelehrte Nachbar. Also mußte er Unruhe in ihm säen und schmerzhafte Eifersucht in ihm wecken, damit er selber, wie das oft durch Zureden von Neidern geschieht, mit eigenen Händen sein Glück zerstörte.
Soeben waren neun Monate vergangen, und die junge Frau gebar einen Sohn. Er ähnelte so stark Herrn Kao Tschen, daß es schien, als sei dieser zum zweitenmal geboren worden. Die Großmutter wußte sich nicht zu lassen vor Entzücken über die Anmut, die Feinheit und Heiterkeit des Knaben, denn der Säugling weinte niemals.
Der böse Nachbar wählte den geeigneten Zeitpunkt und vertraute Herrn Kao Tschen seine Beobachtungen an, wobei er die junge Frau beschuldigte, daß sie ihn locke und täusche, rufe und zurückstoße. Er säte Körnchen des Mißtrauens und trübte den Frieden des Liebenden.
In der folgenden Nacht schnitt Herr Kao Tschen der Schlafenden eine Haarsträhne ab, und sie erwachte mit einem Schmerzensschrei. Nun tut es aber doch nicht weh, wenn einem Haare abgeschnitten werden. Herr Kao Tschen wurde nachdenklich und beschloß, es mit Beschwörungsformeln zu versuchen, zur Magie zu greifen.
Als er eine Formel sprach, erbebte das ganze Haus, und die junge Frau verschwand aus dem Bett. Ihm blieb nur das Kind, und anstelle der abgeschnittenen Haarsträhne ein Zweiglein mit Kirschen.
Umsonst rief er weinend nach der Geliebten. Sie war verschwunden. Da gab er den Sohn in die Obhut der Großmutter und machte sich noch einmal zu jenem Hause am Berghang auf, von wo er vor einem knappen Jahr das Mädchen heimgeführt hatte. Der Weg zog sich unerträglich in die Länge. Herr Kao Tschen passierte das bekannte Dorf, aber dann sah er anstelle des stattlichen Hauses und des Gartens einen Kirschbaum an einer Quelle stehen, und dieser Kirschbaum wuchs aus einem unförmigen Hügel heraus. Unter vertrocknetem Unkraut und rissigem Lehm lagen verblichene Knochen, rote Ameisen hatten sie blank gefressen.
Herr Kao Tschen kniete nieder, legte die Arme um den Kirschbaumstamm, begann bitterlich zu schluchzen und zieh sich übereilter Neugierde und des Hochmutes. Von der Reise und vom Weinen müde, schlummerte er alsbald ein. Im Traum erschien ihm die Großmutter väterlicherseits und führte seine verschüchterte und verschämte Geliebte an der Hand. Die beiden setzten sich neben dem Jüngling nieder und erklärten ihm alles. Auf der Flucht vor dem meuternden General, der wie ein Rasender brannte und mordete, war die Großmutter väterlicherseits, als sie nur das nackte Leben und eine Handvoll Schmuck zu retten versuchte, in eine Räuberfalle geraten. Die Bösewichter raubten sie aus und erwürgten sie. Ihren Leichnam zerrten sie einfach ins Gebüsch und schütteten achtlos etwas Erde darauf. Einer der Spitzbuben aß wilde Kirschen und spuckte verächtlich einen Kern auf ihre Leiche, der ihr in den offenen Mund fiel. Daraus sproß ein Bäumchen und nährte sich von dem toten Körper. Alljährlich im Herbst warf es sein Laub darüber, und immer fester umspannten seine Wurzeln die Gebeine.
‚Als du dich mit Magie befaßtest und Beschwörungsformeln hersagtest, da riefst du mich', sagte die Großmutter väterlicherseits. ‚Ich wollte dich bitten, daß du meine sterblichen Reste würdig bestattest. Womit sollte ich dir danken? Das einzige, was ich besaß, war jener Kirschkern, und dann das Bäumchen. Der Geist der wilden Kirsche gehorcht den Geboten der Dankbarkeit, meinem Körper entwachsen, wollte er mir dienen. Also gab ich dir den Kirschbaum. Jedoch ließ ich es nicht zu, daß du mit einer Kirsche die Ehe schlossest. Eines Tages mußte die Wahrheit offenbar werden, wozu solltest du Kummer leiden? Nun hat dir die Kirsche einen Sohn geboren. Und weil du sie noch immer liebst, wirst du dich so wie ich mit ihr verbinden. In sieben Tagen wirst du sterben. Dein Sohn aber wird ein berühmter Dichter werden, der die Sprache der Bäume kennt und am Kaiserhof Aufsehen erregt.
Der junge Herr Kao Tschen erwachte matt und mit dem Schicksal versöhnt. Er wußte, daß sich sein Leben vollendet hatte, und obwohl er noch lebte und sprach, würde er Anweisungen für sein Begräbnis geben. Er nahm das Urteil der Vorsehung gelassen an, denn trotz seiner jungen Jahre hatte er viel Weisheit aus den Büchern geschöpft.
Er kehrte nach Hause zurück, unterrichtete die Großmutter von seinem baldigen Ableben und tröstete sie mit der Weissagung über das Schicksal seines Sohnes. Dann ordnete er an, daß er neben der Großmutter väterlicherseits unter den Wurzeln des geliebten Kirschbaums begraben werden sollte.
Diese stattlichen Grabmäler wurden auf Befehl seines Sohnes ummauert, als dieser bereits Hofdichter war und Reichtum und Ruhm erlangt hatte."
Der alte Mann schien auf dem sattelförmigen Stein eingeschlummert zu sein, seine wächsernen Hände wärmte der Sonnenschein. Der alte Kirschbaum raschelte mit seinem herbstlich rot gefärbten Laub. Die Vögel zwitscherten in den Zweigen und pickten die letzten trockenen Früchte. Ich betrachtete die weiß leuchtenden Wolken, wie sie über den Spiegel des Teiches zogen, und das schaukelnde Zweiglein, das mir Zeichen zu geben schien.
1962

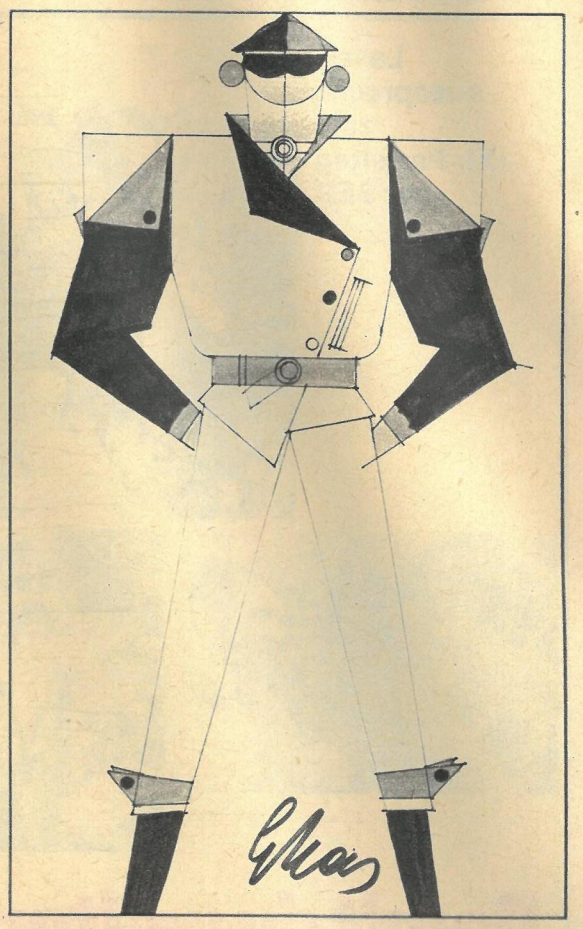
Aus: Der schüchterne Bräutigam, bb-Reihe des Aufbau-Verlages 1983, deutsch von Kristiane Lichtenfeld

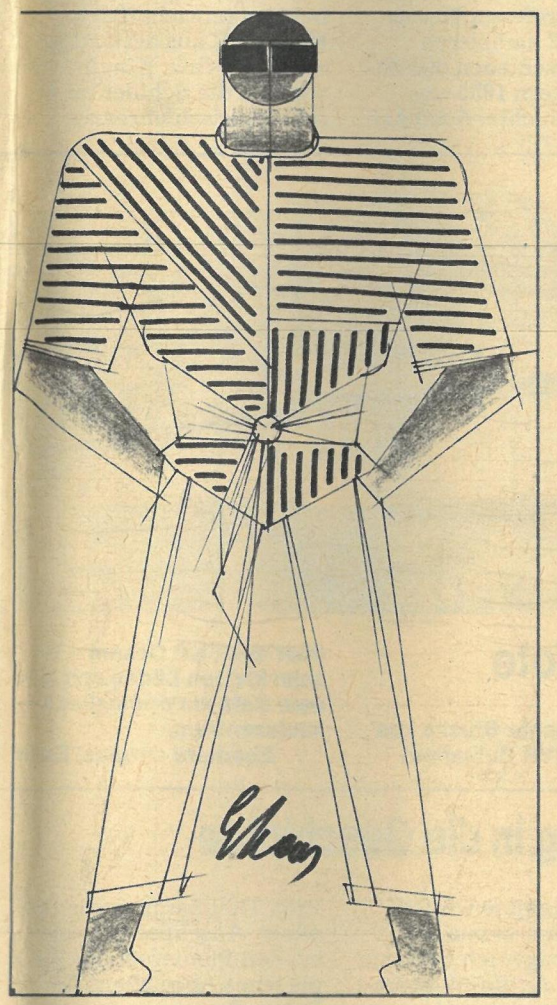


Daß sich junge Frauen und Mädchen in Stücken aus der Garderobe ihrer Männer, Freunde, Brüder, Väter oder gar Großväter ungemein wohl fühlen, beobachten diese schon eine ganze Weile. Je nach Stimmung und Temperament milde oder erbost, belustigt oder belästigt. Umgekehrt ist das bei jungen Männern sehr viel seltener der Fall. Jegor Saizew, fünfundzwanzigjähriger begabter Gestalter am Moskauer Haus der Modelle, dessen künstlerischer Leiter sein Vater Slawa ist, stimmt dem zu: „Tatsächlich sieht man bei Modenschauen in aller Welt noch eine Menge ganz femininer Kleider. Rein männliche Kleidung aber gibt es einfach nicht mehr. Die Frauen haben sich alles zu eigen gemacht, was uns früher allein gehörte. Die derberen Stoffe, die Hosen, die Krawatten, die übergroßen Jacketts und Mäntel mit den gepolsterten Schultern. Auf welcher Seite die Knöpfe sind, spielt schon lange keine Rolle mehr. Zaghafte Versuche der Männer, sich zu revanchieren, beschränken sich vor allem darauf, zu festlichen Gelegenheiten ein bißchen Samt, Seide oder Brokat zu tragen." Jegor Saizew gönnt den Frauen ihre Eroberungszüge durch die Kleiderschränke der Männer. Um es aber zu Plünderungen größeren Ausmaßes nicht kommen zu lassen, entwirft er viel, was beide Geschlechter tragen können. Ob es unter den Anzügen und Mänteln der sechs jungen Männer auf unseren Fotos etwas gibt, das die eine Dame nicht auch gern hätte? Allenfalls geknotete Gürtel für die Herren, zu Schleifen gebundene Gürtel und hin und wieder Röcke für die Damen machen bei Jegor Saizews komfortablen Modellen in Blau, Weiß und Schwarz den kleinen





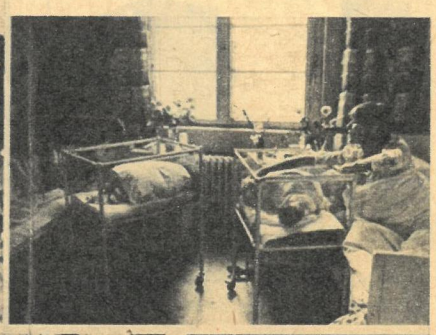




Unterschied

Lisa Klutschewskaja (Text), Jegor Saizew (Fotos und Zeichnungen)

Leser-aussprache zum XI. Parteitag der SED



Damit du weiterlebst

Vor fünf Wochen wurde unser Philipp geboren, in einem Land, in dem Frieden herrscht. Ich habe gerade das Buch „... damit du weiterlebst“ von Elfriede Brüning gelesen. Darin wird von dem Ehepaar Coppi berichtet, mutigen Kämpfern gegen den Faschismus. Hilde Coppi gebar ihren Sohn in einer Gefängniszelle und konnte ihn nur so lange behalten, wie sie ihn stillte. Dann wurde sie umgebracht. Mir, mit meinen 25 Jahren, ist das sehr nahe gegangen ...

Heidrun Riese, Karl-Marx-Stadt

Meine Erfahrungen zur Sorge um den Menschen in unserer Gesellschaft: Hilfe für behinderte Bürger habe ich an mir selbst erlebt. Vor einigen Jahren erkrankte ich schwer. Lähmungen und zeitweilige starke Gehbehinderungen machten mich zum Invaliden. Mit meinem Beruf als Seemann war es vorbei. Doch den Mut brauchte ich nicht zu verlieren, wenn es auch manchmal schwer war. Heute erfülle ich halbtags eine völlig neue Aufgabe in meinem alten Betrieb, dem Fährschiffamt in Saßnitz. Dort habe ich schon während der Krankheit und später während der Rehabilitation viel Unterstützung erhalten, besonders von meinem ehemaligen Kollektiv. Zum Beispiel haben wir – denn auch ich beteiligte mich nach besten Kräften daran – einen hellen freundlichen Arbeitsplatz für mich geschaffen. Ein wunderbares Gefühl, wenn es nach einem solchen Tiefpunkt aufwärts geht!

Rolf Dittner, Saßnitz

Ein Händedruck ...

In unserem Kohle- und Energiebezirk ist der Gruß „Glück auf!“ typisch, deshalb habe ich mir lange das ausdrucksstarke Gesicht des alten Bergmanns angesehen. Nach einem arbeitsreichen Leben sollte jeder seinen Lebensabend im Frieden sorgenfrei verbringen können. Seit mehreren Jahren bin ich Hauswirtschaftspflegerin der Volkssolidarität. Ich bemühe mich, älteren Menschen ihre Wohnlichkeit zu erhalten und ihnen in vielen anderen Dingen hilfreich zur Seite zu stehen. Ein Händedruck, ein dankbares Wort ist dann die schönste Anerkennung.

Gisela Mildner, Spremberg

Als ich kürzlich die Ehrenurkunde für 40jährige Mitgliedschaft in der SED entgegennahm, mußte ich unwillkürlich an die Aufnahme des jungen ausgezeichneten Arbeiters denken, der sichtlich stolz und gewiß auch etwas nachdenklich eine Zigarre raucht. Mancherlei ging mir durch den Kopf. Wird man nicht aus zwei Gründen geehrt? Zum ersten für treue Pflichterfüllung oder eine besondere Leistung. Das macht einen froh, und man tut vielleicht einmal etwas, was man sonst nicht oder ganz selten tut. Der zweite Grund für eine Ehrung ist aber auch nicht unwesentlich. Denn ist nicht damit der Ansporn verbunden, die eigenen Leistungen weiter zu erhöhen? Ist das, was man erreicht hat, schon genug? Auch das vermittelt das Foto des Ordensträgers trefflich.

Manfred Boden, Dresden

Frieden und Sozialismus – wie oft hat man diese Worte schon gehört, gelesen und selbst ausgesprochen. Zwei Begriffe, die für das Glück, für den Fortschritt der Menschheit stehen. Vor einem halben Jahr wurde mein Sohn Arne geboren. Seit dem Moment, in dem ich das kleine hilflose Wesen zum ersten Mal im Arm hielt, sehe ich die Welt mit anderen Augen. Jetzt trage ich auch für ihn die Verantwortung. Er soll und wird in sozialer Geborgenheit aufwachsen. Im Herbst werde ich mein Studium aufnehmen – mein Kind weiß ich in sicherer Obhut, denn seine Betreuung in der Krippe ist gesichert. Doch 1985 war nicht nur wegen Arne ein besonderes Jahr für mich. Ich wurde Kandidat der SED, Kandidat einer Partei, die seit ihrer Gründung für den Frieden und das Wohl des Volkes arbeitet. Eine große Aufgabe. Auch ich will mich ihrer würdig erweisen, für meine Familie und uns alle.

Beate Schmidt, Berlin

Das waren Auszüge aus den inzwischen 256 Briefen zu unserer Leseraussprache, die wir im Heft 1/86 begannen. Herzlichen Dank – mehr im nächsten Heft.

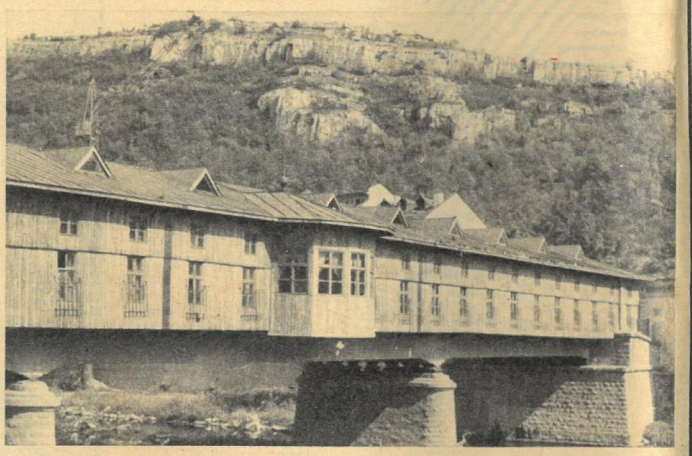
Zeitsprung

Wenn man in der Sowjetunion ein Studium absolviert hat, rufen solche Memoiren wie die von Professor Dr. Gerhard Kosel (FW 23–26/85) ganz besonderes Interesse hervor, weil sie eigene Erinnerungen wecken. Als Prof. Kosel 1952 mit dem Minister für Aufbau der DDR über seine Rückkehr in die DDR sprach, nahmen wir im Rahmen der zweiten Delegation von Auslandsstudenten an der Moskauer Architekturhochschule unser Studium auf. Und Nowokusnezk gaben wir 1955 den Vorzug als Praktikumsort. Der Zeitsprung von 1932 bis 1955 verdeutlicht sich beim Lesen recht anschaulich. Prof. Kosels Erinnerungen geben aufschlußreiche Einblicke in die schwere Anfangszeit dieser Stadt. Wir fanden natürlich schon eine entwickelte Stadt mit entsprechender Infrastruktur vor. Die überfüllten Baracken und Erdhütten, in denen die Arbeiter zu Professor Kosels Zeiten 1932 kampieren mußten, erschienen den Nowokusnezkern 1955 wie ferne Geschichte. Auch das legendäre Hüttenkombinat, das wir während des Praktikums selbstverständlich besuchten, ließ die ungeheuren Anstrengungen der Gründung allenfalls noch ahnen. Mich haben diese Erinnerungen tief berührt.

Dr. Udo Sareik, Erfurt

Herzhaft gefüllt

Russische Konversation und russische Küche – damit beschäftigt sich eine Arbeitsgemeinschaft der Klasse 6 R aus der 5. Oberschule Görlitz. Kürzlich besuchten die Schüler mit ihrem Russischlehrer die



Leserfoto

Die überdachte Brücke von Lowetsch (VR Bulgarien) über den Fluß Ossam – mit zehn kleinen Läden und einem Café ein originelles Einkaufszentrum.

Eberhard Ortgies, Berlin

Ausflug in die Geschichte

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Davon überzeugte ich mich am 5. März im Antifa-Museum in Krasnogorsk bei Moskau, wo aus Anlaß des 100. Geburtstages von Ernst Thälmann Leninpioniere aus Krasnogorsk und Thälmannpioniere aus der DDR-Botschaftsschule in Moskau zusammentrafen. Voller Spannung lauschten die Kinder den Erlebnissen von Ljudmila Petrowa. Als Krankenschwester hatte sie die 1945 aus dem KZ Ravensbrück befreite Lebensgefährtin Ernst Thälmanns, Rosa Thälmann, gesund gepflegt. Anschließend zeigte ich den Pionieren eine Kopie jenes Abzeichens des Roten Frontkämpferbundes, das ich als Zehnjähriger von Ernst Thälmann bei einer Begegnung in Charkow 1929 erhalten hatte. Das Original war im Kriege verlorengegangen. Und als geradezu symbolisch empfand ich es, daß die Kinder zum Abschluß der Zusammenkunft spontan das Lied „Drushba – Freundschaft“ anstimmten. Wir Erwachsenen fielen ein.

Wladimir Gall, Moskau

Lehrküche im Görlitzer Kreiskulturhaus der FDJ. Erika Müller, Leiterin dort seit 25 Jahren (linkes Foto, rechts), zeigte den jugendlichen Hobbyköchen, wie man Soljanka und herzhaft gefüllte Piroggen zubereitet. Gruppen jeden Alters können bei Frau Müller von Oktober bis Mai nachmittags und abends Kochkünste erlernen oder verbessern. Und in den Ferien ist auch vormittags geöffnet.

Ines Manke, Görlitz

Wir würden uns freuen, wenn unser Küchenlexikon (FW 2 und 6/86) Frau Müller und ihre „Lehrlinge" zum Ausprobieren von Kutap und Guruli anregt!

Weiter kulinarisch

Dem Feriengast im „Interhotel Potsdam" bietet die Hotelleitung unter vielen anderen Erlebnissen eine gemütliche Stunde in der „Russischen Teestube" auf der Freundschaftsinsel. Es ist ein kleiner holzverschalter Raum mit einem original russischen Speise- und Getränkeangebot. Grusinischer Tee aus einem riesigen Samowar gehört natürlich dazu, und so mancher Besucher summt stimmungsvolle russische Volksweisen mit…

Marlies Schomburg, Ruhla

Malchow wirkt nach

Herzlichen Dank für den inhaltsreichen Artikel über die Entwicklung einer kleinen Stadt unter sozialistischen Bedingungen („Wer kennt denn schon Malchow", FW 6/86). Diese Beitragsfolge sollte auch nach dem XI. Parteitag der SED einen ständigen Platz bekommen.

Gerd Otto, Olbernhau

Es ist doch immer wieder erstaunlich, wie wenig man die DDR kennt! Und ich bin schon 60 Jahre alt!

Erna Maximowitz, Dummerstorf

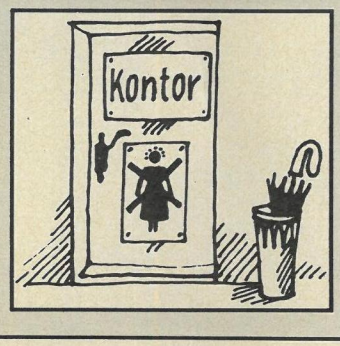
Für mich ganz neu, daß sich im kleinen Malchow das größte Teppichwerk Europas befindet. So schließen sich Wissenslücken…

Anni Schnürch, Thalheim

Eine tolle Entwicklung des Werkleiters Roland Kersting, dem ich als zehn Jahre älterer Rentner noch viel Schaffenskraft wünsche!

Wilhelm Schlak, Magdeburg

Ende Oktober 1937 kam ich aus Parchim als Kontoristin in die Tuchfabrik Becker & Co. in Malchow. Ein langjähriger Angestellter führte noch am Stehpult das Hauptbuch. Dieser alte Herr Schramm lehnte es grundsätzlich ab, mit einem weiblichen Wesen in einem Raum zu arbeiten! Auch bei



den Arbeitern fand ich nicht gleich Kontakt, war ich doch eine „ut 'n Kontur". Erst als ich 1939 einen Weber heiratete, erkannte man mich an. Den Websaal mit seinem entsetzlichen Lärm lernte ich damals kennen. Mein Mann arbeitete wie viele andere auch an zwei Webstühlen und kam vor allem nach der Spätschicht völlig ausgelaugt nach Hause. Er kehrte aus dem Krieg nicht zurück. Wir wohnten in der Kurzen Straße auf dem Inselteil und mußten unser Wasser von der Pumpe holen. Vor einiger Zeit besuchte ich mit meiner Familie Malchow und freute mich über die Veränderungen.

Margarete Callmuth, Berlin

Das Echo des Malchower Beitrags war, wie erwartet, vielfältig und stark, in jedem Falle beifällig. Natürlich war das Limit an FREIE WELT von unserem Postamt sofort vergriffen. Sie haben für uns gute Kommunalpolitik gemacht, wofür ich mich ganz besonders bedanken möchte.

Egon Teske, Bürgermeister, Malchow (Mecklenburg)

Preisfrage

Heft 9/86

Wie heißt die Vereinigung von USA-Wissenschaftlern gegen die Sternenkriegspolitik ihrer Regierung?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 11/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 7. Mai 1986. Auflösung von Heft 7/86: Nr. 292. Wir gratulieren Martina Schütte, Hermsdorf.

Greifvögel – 4

So war es richtig in Heft 7/86: Eulenflug – lautlos durch Struktur des Gefieders. Es gewannen: 100 M – B. Rehfeldt, Calau; 75 M – Alexander Adam, Spremberg; 50 M – Ruth Wojtkowiak, Oranienburg, Franz Wadepohl, Demmin, Steffen Sprunt, Dresden.

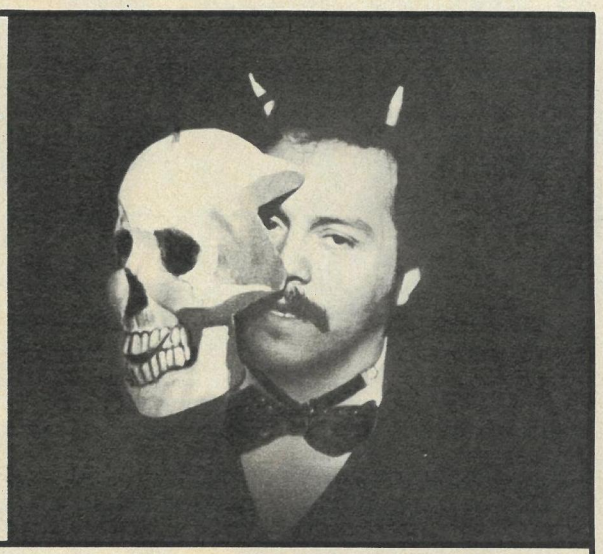
Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Siegfried Hanke, Marlies Schomburg; Vignette: Martin Kotsch

SILKWOOD

„Oscar"-Preisträgerin Meryl Streep als Karen Silkwood, Arbeiterin in einem US-Atomkraftwerk, die mit 28 Jahren sterben muß … Mike Nichols inszenierte diesen Spielfilm aus den USA nach authentischen Ereignissen.

Blonder Tango

Rogelio ist Beleuchter. Er lebt in der DDR und – er liebt in der DDR. Seine Heimat aber ist Chile…
Ein DEFA-Film nach dem gleichnamigen Roman von Omar Saavedra Santis. In den Hauptrollen Alejandro Quintana Contreras, Johanna Schall, Gerhard Meyer, Karin Düwel u. a.
Szenarium: Lothar Warneke, Omar Saavedra Santis
Regie: Lothar Warneke



Filme für Sie – in diesen Wochen in Ihrem Kino

Der Detektiv

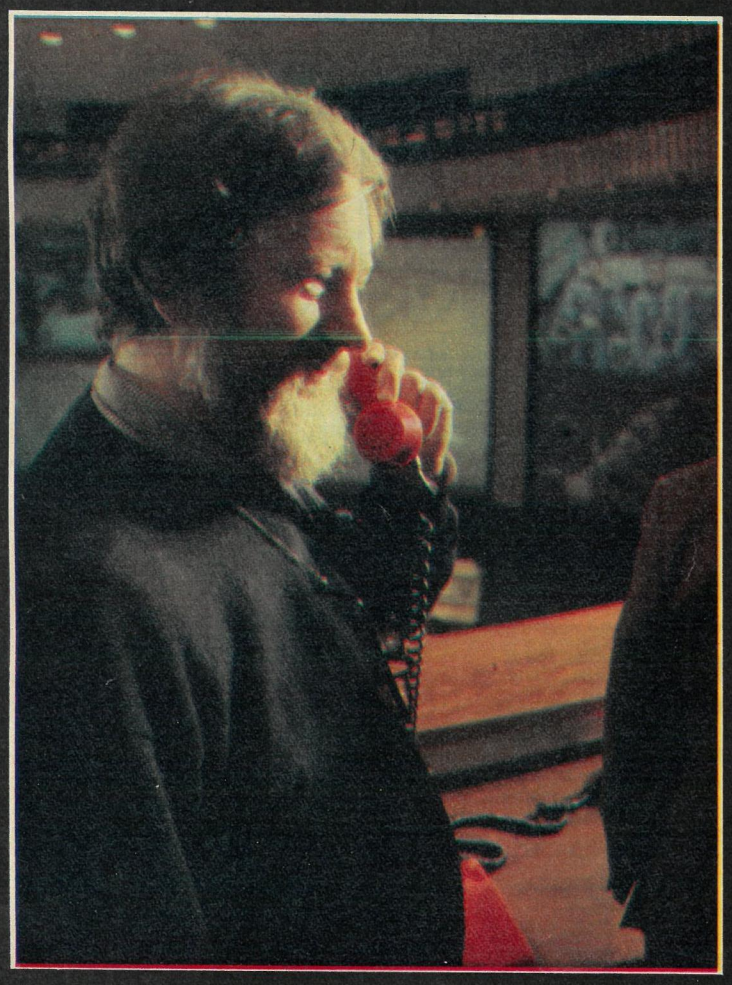
Lehrjahre eines „Sherlock Holmes" – ein junger Kriminalist und sein erster großer Fall.
Ein ungewöhnlicher sowjetischer Kriminalfilm mit Andrej Taschkow in der Hauptrolle.
Regie: Wladimir Fokin

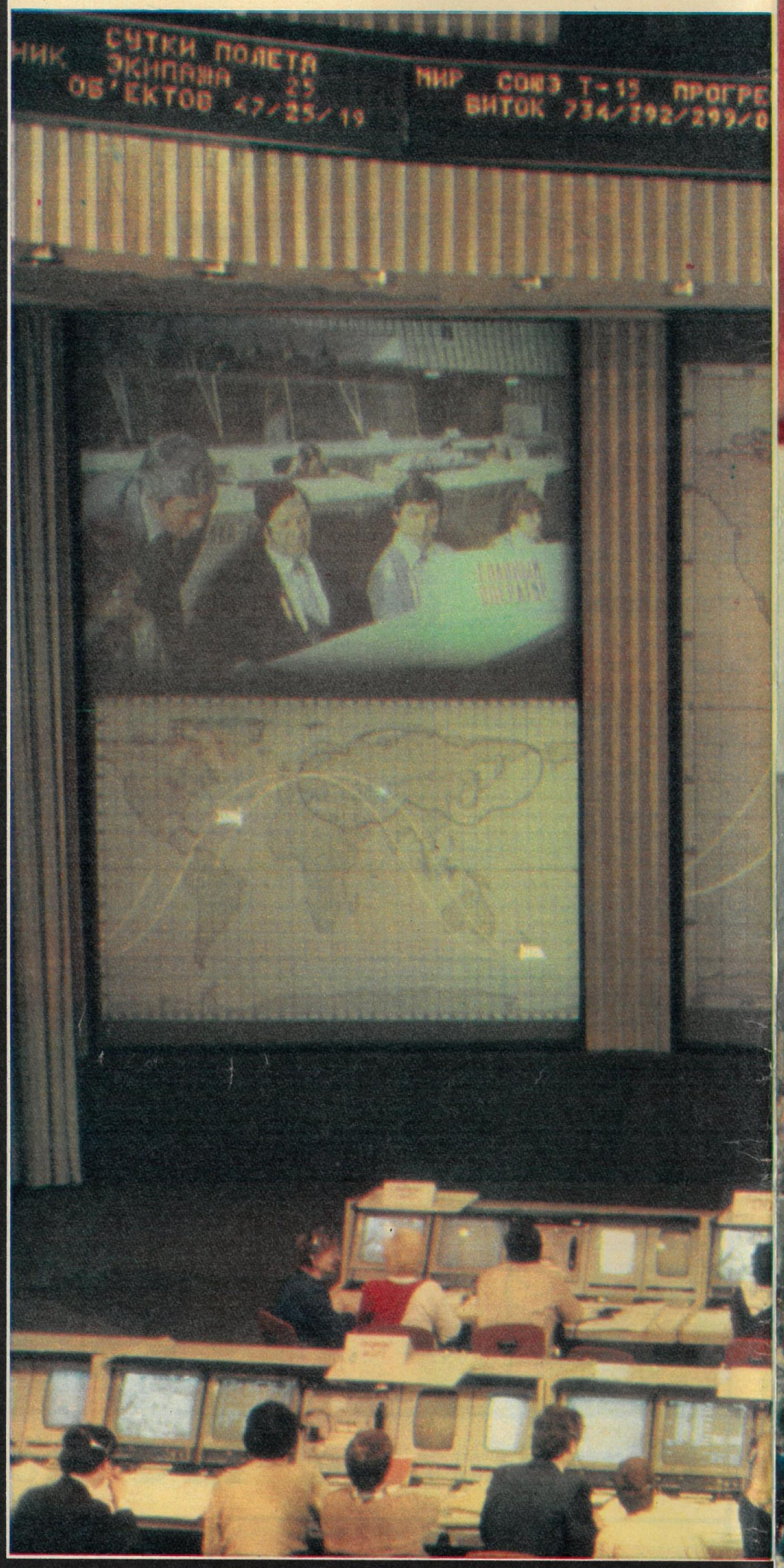
Zwei irre Spaßvögel

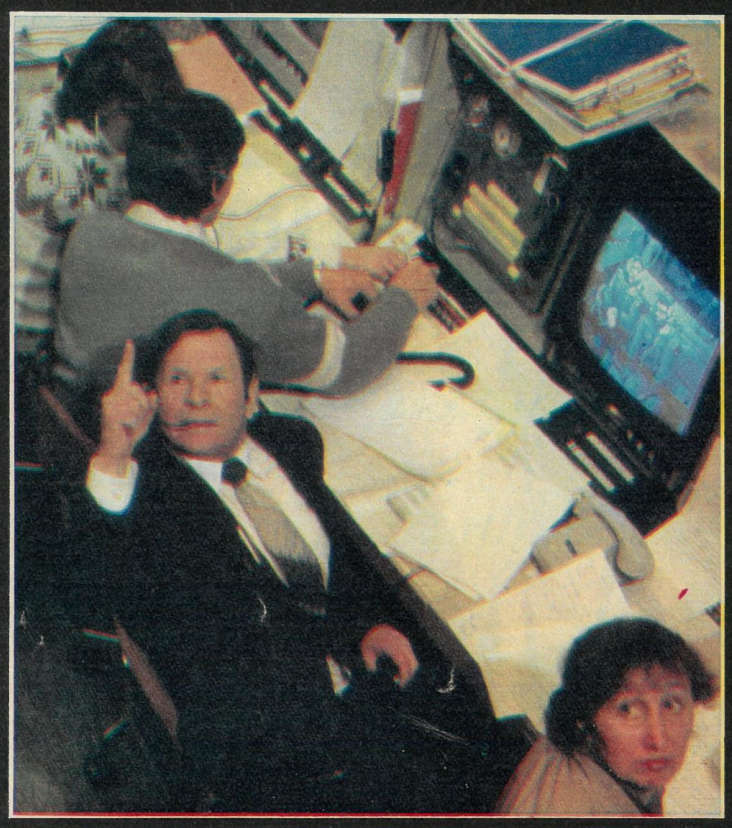
Möchtegern-Väter fahnden nach ihrem Sohn, denn … Vaterschaft ist Glaubenssache!
Paraderollen für Pierre Richard und Gerard Depardieu in einem turbulenten französischen Filmlustspiel.
Regie: Francis Veber

Progress Film-Verleih

Das Leuchttransparent im Moskauer Flugleitzentrum (Foto rechts) informiert mit folgenden Daten: Montag. 7. April 1986. Moskauer Dekret-Zeit 10 Uhr, 21 Minuten 07 Sekunden. Flugtage: Besatzung – 25; Mir – 47; Sojus-T-15 – 25; Progress-25 – 19. Erdumkreisungen: Mir – 734; Sojus-T-15 – 392; Progress-25 – 293; Erdumkreisungen des gekoppelten Orbitalkomplexes an diesem Tage – 04; Funksicht in der vierten Tagesrunde über Nachrichtensatellit „Lutsch“: Zwischen 09 Uhr 49 Minuten 28 Sekunden und 10 Uhr 41 Minuten 10 Sekunden; Zeit bis Funksichtende: 20 Minuten 03 Sekunden. Erste Funksicht bei der fünften Tagesrunde um die Erde: Flugleitschiff „Akademiemitglied Sergej Koroljow“, vor Ostküste Nordamerikas ankernd.

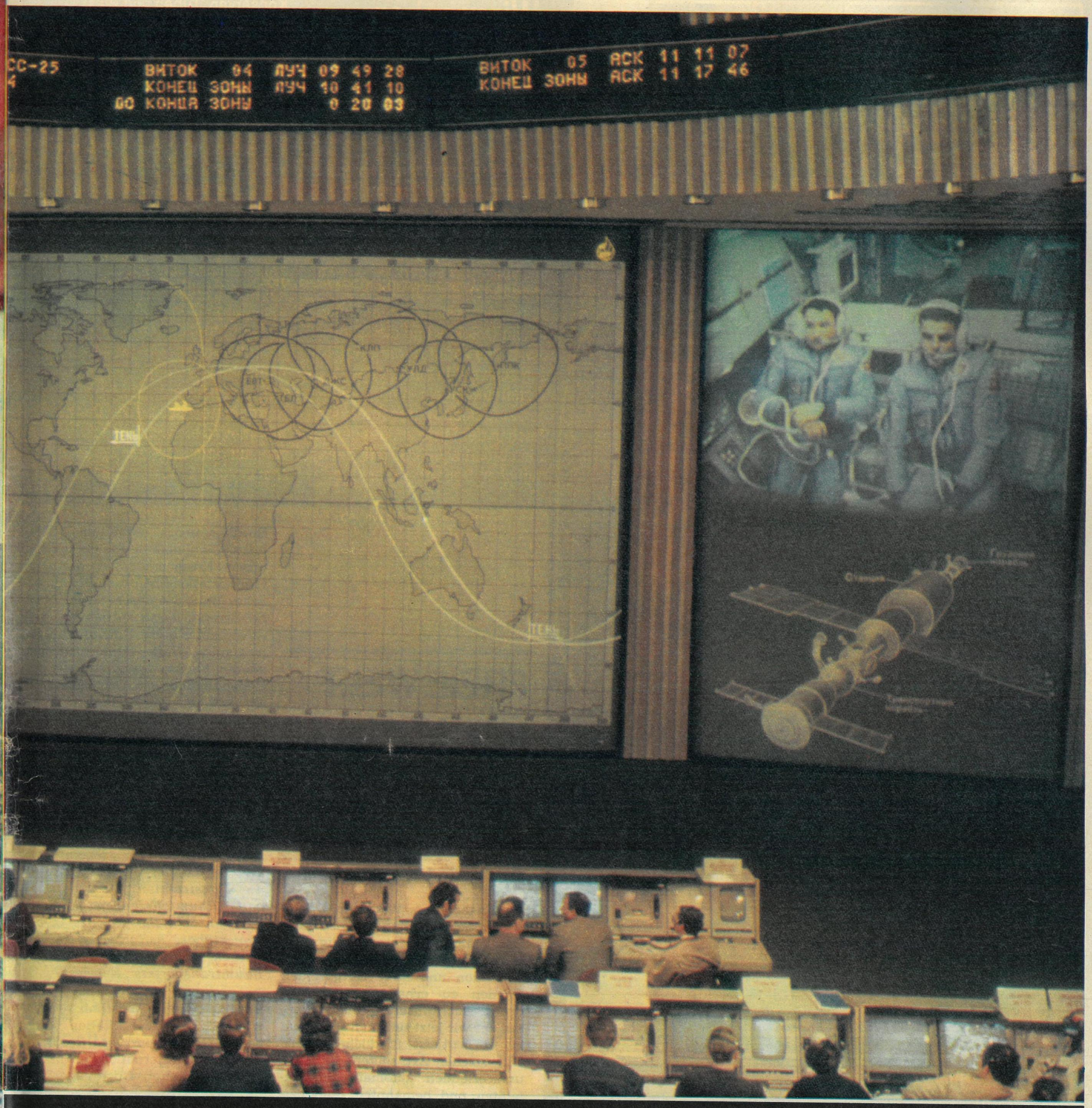






FREIE WELT

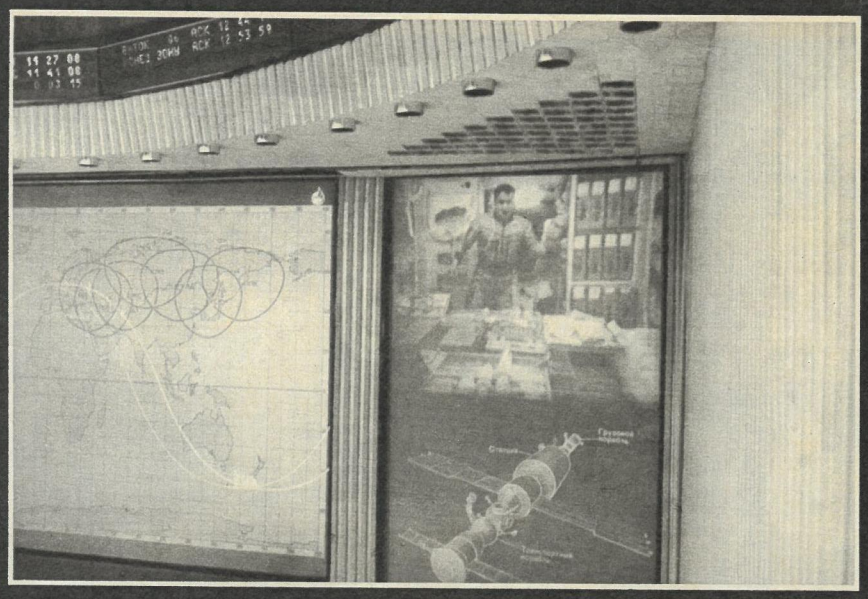
Der Chefoperateur im Moskauer Flugleitzentrum (Bild links) gibt unserem Reporter (Bild links oben) ein Handzeichen. Die Interviewpartner sind bereits auf dem Bildschirm (Bild oben rechts) erschienen. Kommandant Leonid Kisim und Bordingenieur Wla-

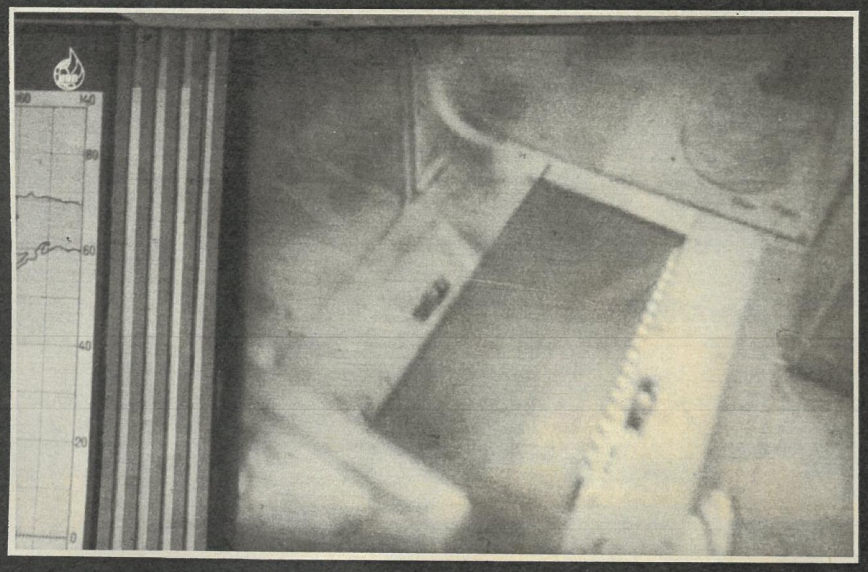


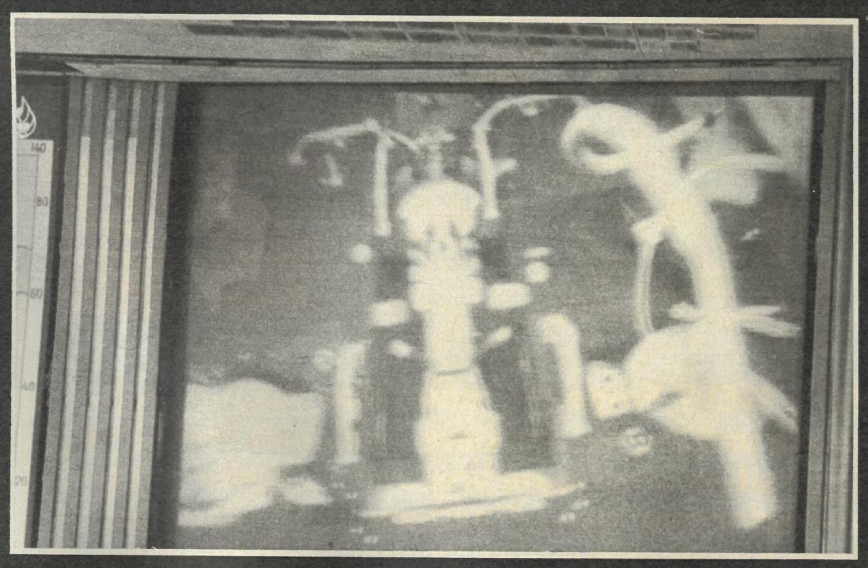
ruft „Mir" im All

FREIE WELT EXKLUSIV

dimir Solowjow stellen sich den Fragen der Massenmedien aus aller Welt. Auch FREIE WELT fragt. Fragen am 25. Tag des Aufenthalts der Raumfahrer im All, in der neuen Weltraumstation „Mir" (in unserem Heft 6/1986 ausführlich vorgestellt). Die letzte FREIE WELT-Frage erreichte „Mir" vor Australien. Punkte und Wellen markieren auf einer Weltkarte die Position und Route von „Mir". Unsere Reporter Karl-Heinz Eyermann (Text) und Volkmar Billeb (Foto) berichten aus dem Moskauer Flugleitzentrum.







„Wir machen eine Tele-Reportage“,

schlägt Kommandant Leonid Kisim zum Abschluß seiner Antwort auf unsere Frage nach dem Bordkomfort in dem Basisblock „Mir“ vor. Bordingenieur Wladimir Solowjow segelt mit der Kamera durch die Tür und verschwindet, seinen Kommandanten im Objektiv und die Dinge, die er uns vorführt und zeigt. Kisim schwebt in den großen Wohnraum hinein, direkt auf einen aufgeklappten rechteckigen Tisch in der Mitte zu, der mit den kosmonautischen Gütern des täglichen Bedarfs gedeckt ist. Konserven, Tuben und Plastebeutel, gefüllt mit den verordneten Raumfahrer-Kalorien und Vitaminen in den Mixturen ihrer Lieblingsgerichte. Neben den „Türpfosten“ ist ein Regal zu erkennen, in dem aktenkofferähnliche Kisten hochkant verstaut sind mit den Sachen, die man für das Schwerelosigkeitsleben braucht. „Wolodja, halt die Kamera tiefer“, höre ich Kisim, und dann erklärt er ein im Boden eingelassenes Rechteck auf Rollen: das Laufband, auf dem jeden Morgen fünf Fußkilometer im Langstrecklertempo zurückgelegt werden. „Die Kamera nach oben, Wolodja“, sagt jetzt der Kommandant, und ein Veloergometer, das an der Decke hängt, wird sichtbar: das Fahrrad, mit dem sie jeden Tag einmal um den Erdball radeln.

FREIE WELT ruft „Mir“ im All

FREIE WELT: *Die Bezeichnung „Frieden“ für die neue Station ist sicher nicht zufällig gewählt. Wie fühlen Sie sich an Bord der ersten Station, die diesen Namen trägt?*

Bordingenieur Wladimir Solowjow: Selbstverständlich ist diese Bezeichnung nicht zufällig; sie bringt das ständige Streben der Sowjetunion und ihrer Bürger, den Frieden zu erhalten, zum Ausdruck. Auch unsere Orbitalstation, aus der wir jetzt zu Ihnen sprechen, ist ein zutiefst friedliches Haus. Nur solcher Art sollten die Erde umkreisenden automatischen Satelliten und bemannten Stationen sein, die den Menschen in ihrer täglichen Arbeit und in ihrem täglichen Leben helfen. Erdsatelliten und Raumschiffe sollten keine Waffen an Bord nehmen können.

Kommandant Leonid Kisim: Das Programm unserer Arbeiten an Bord der neuen Station „Mir“ enthält kein einziges Experiment für militärische Zwecke. Unser Land tritt seit Beginn der Kosmos-Ära für die ausschließlich friedliche Weltall-Forschung ein und kämpft aktiv gegen die Militarisierung des Weltraumes.

Bordingenieur Wladimir Solowjow: Für Lonja und mich, für alle unsere Kosmonauten, ist die neue Orbitalstation ebenso mein heimatliches Haus wie unsere Erde. Es ist bestürzend, daran zu denken, daß es von einer in die Umlaufbahn gelangenden Waffe zerstört werden könnte. Ebenso bestürzend wie der Gedanke, daß vom Orbit aus Waffen auf unseren Planeten fallen könnten. Um diese Katastrophen auszuschließen, gibt es nur eine einzige Möglichkeit: Der Kosmos muß waffenfrei gehalten, die Stationierung von Waffen im Weltraum verhindert werden.

FREIE WELT: *Kann „Mir“ zum Empfangshaus für Raumfahrer anderer Länder werden? Erlaubt die Konstruktion das Andocken von Raumfahrzeugen anderer Staaten, zum Beispiel des in der Projektphase befindlichen französischen wiederverwendbaren Raumtransporters „Hermes“?*

Bordingenieur Wladimir Solowjow: „Mir“, die Station einer neuen Generation, wird bestimmt Besuch von internationalen Mannschaften erhalten. Doch gegenwärtig ist der Prototyp dieser Konstruktion, mit dem wir jetzt fliegen, nicht mit einem Kopplungsteil ausgerüstet, der das Andocken von Flugkörpern anderer Staaten erlaubt. Er verfügt über Andockaggregate, die nur bei sowjetischen Raumschiffen verwendet werden.

Kommandant Leonid Kisim: Die Erfahrung des sowjetisch-amerikanischen Raumflugunternehmens von Sojus-Apollo Mitte der siebziger

Jahre zeigt, daß es keine technischen Hindernisse gibt, Raumfahrzeuge unterschiedlicher Herkunft zusammenzukoppeln. Bei vereinten Bestrebungen, den Kosmos ausschließlich für friedliche Zwecke zu nutzen, gibt es keine Schwierigkeiten, entsprechende Kopplungsmodule zu schaffen. Wir glauben, daß es für Kosmonauten anderer Länder interessant sein wird, zu unserer neuen Station zu fliegen und dort zu arbeiten. Im Rahmen des Interkosmos-Programmes werden sicherlich in dieser Station künftig viele Gemeinschaftsexperimente durchgeführt werden.

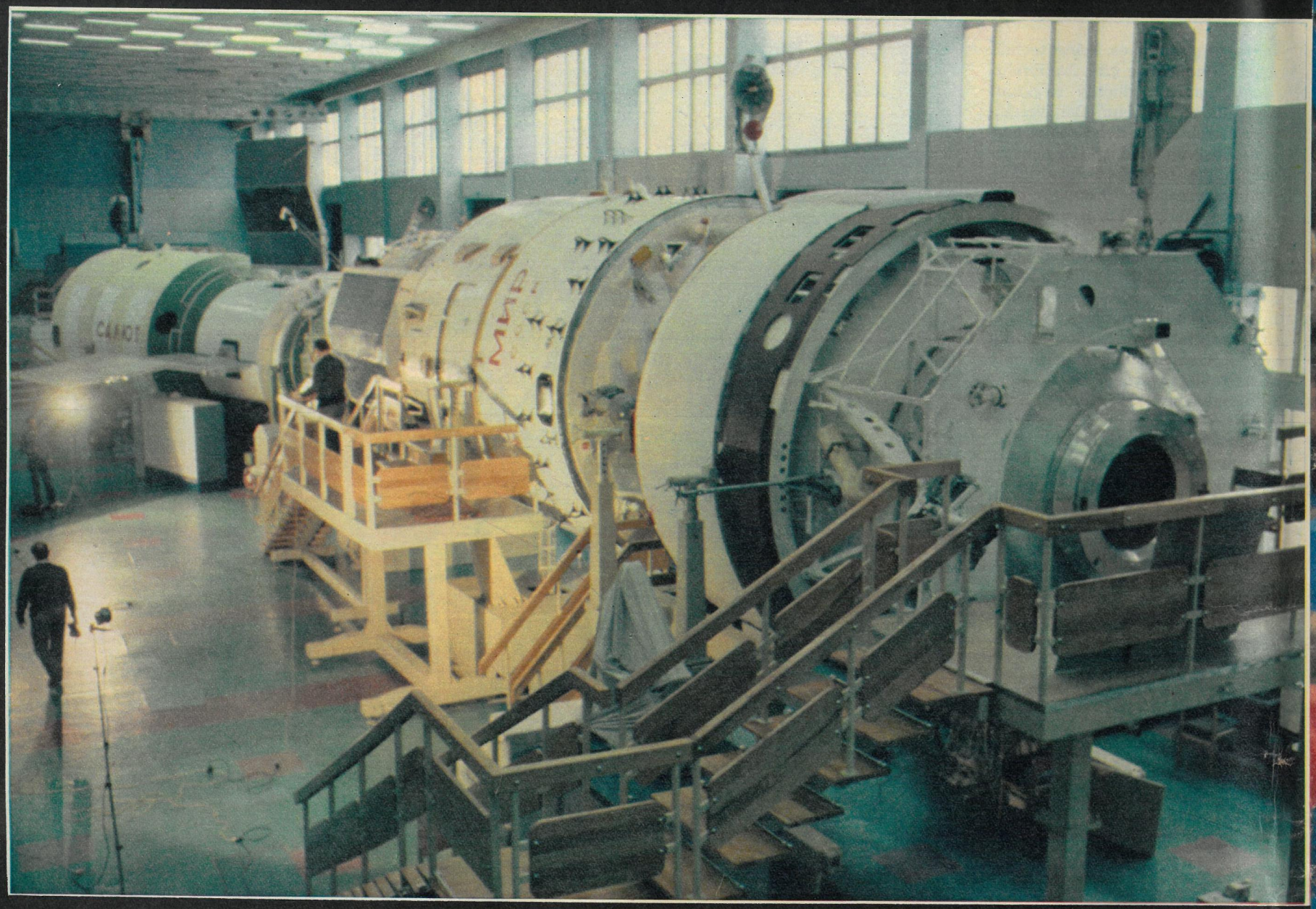
Bordingenieur Wladimir Solowjow: Wenn die Station mit den wissenschaftlich-technologischen Modulen ausgerüstet sein wird, stellt sie ein großes Weltall-Labor für fundamentale Forschungen und praxisorientierte Experimente im Interesse der Volkswirtschaft unseres Landes, zum Nutzen der gesamten Menschheit dar.

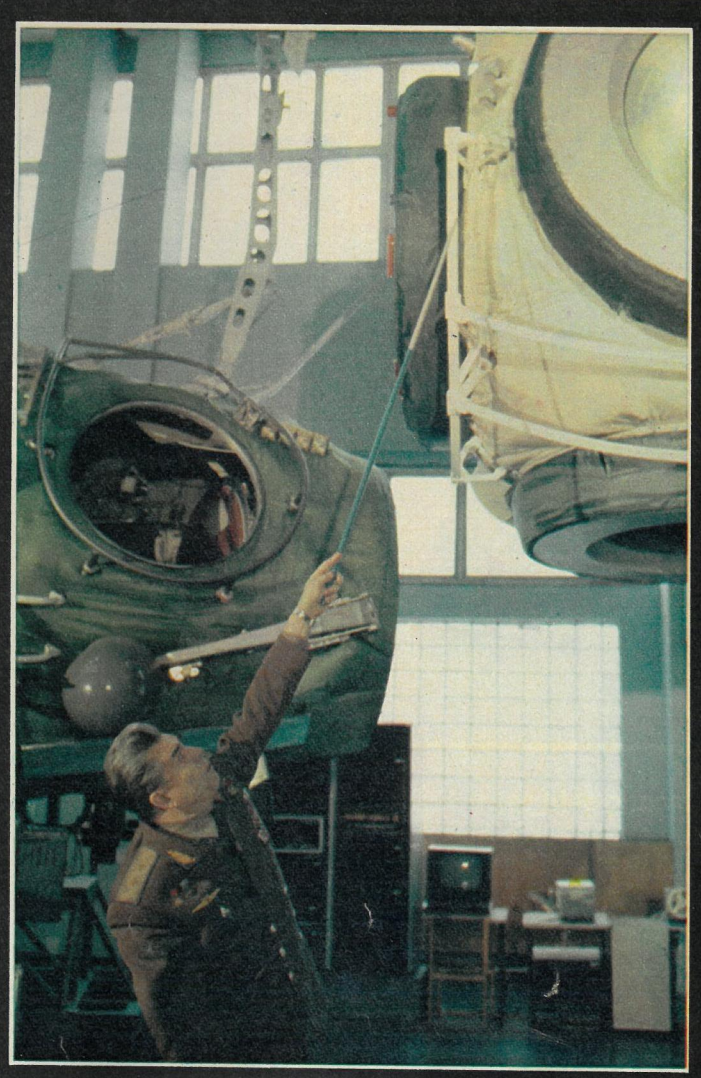
Fortsetzung Seite 51

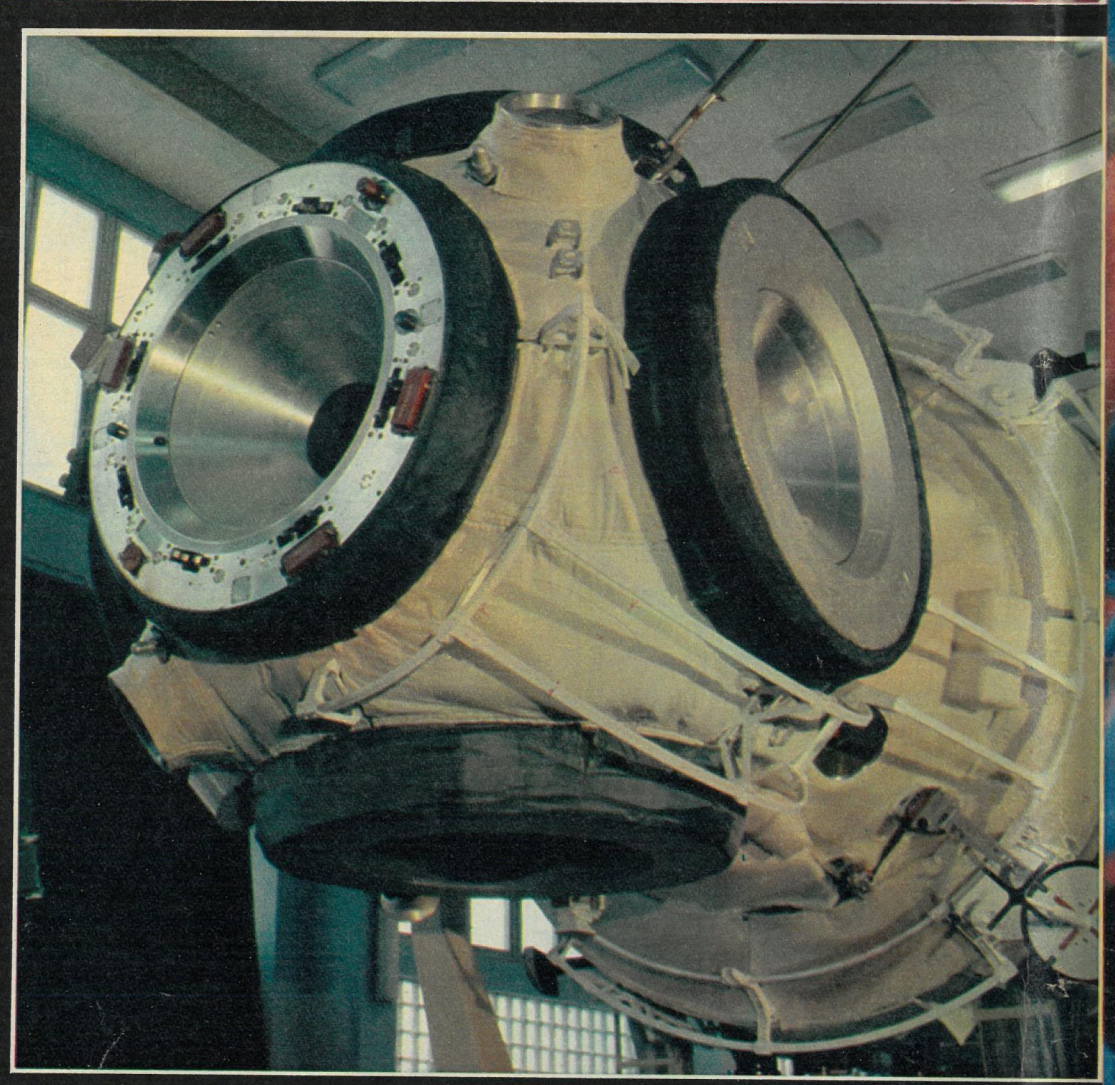
„Der Vorführeffekt wollte uns wieder ein Bein stellen“,

meinte Vize-Flugdirektor Viktor Blagow später gelassen, während er hier auf unserem Foto (stehend) seinem Schichtflugleiter doch recht bedenklich über die Schulter schaut. Valeri Rjumin links neben ihm im dunklen Anzug, oberster Chef im Flugleitzentrum, blickt, die Hände in den Hosentaschen, konzentriert auf die Zahlentabellen und Diagramme. Er sagt kaum ein Wort. Rjumin ist nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen. Bei drei Raumflügen als Bordingenieur mit einem ganzen Jahr, das er im Orbit zubrachte, hat er manches erlebt. Und er weiß am besten, wie schnell man einen Funkkanal verwechselt, einen falschen Schalter knipst, daß der Teufel im technischen Detail sitzt. Was war geschehen? Kurz vor Beginn der Pressekonferenz waren Kisim und Solowjow plötzlich von der Bildfläche verschwunden. Nur ihre Stimmen kamen aus den Lautsprechern und Kopfhörern. Sofort mußte umdisponiert, mußten Entscheidungen getroffen werden. Umschalten auf einen neuen Kanal, auf einen anderen Nachrichtensatelliten? Drücken die beiden in „Mir“ auch die richtigen Knöpfe? Es wird hin und her gesprochen, ohne Hast und Aufregung, obwohl die Zeit drückt.

Leise und bedächtig geht es im Jargon des Flugleitzentrums zu. „Wählen Sie Anna 173!“ Der Operateur ruft die Kosmonauten zum Interview, und wenige Sekunden später tauchen die Gesprächspartner im All wieder auf der Bildfläche auf. Viktor Blagow nennt das E. P. – Effekt pokasa. Vorführeffekt. „Immer, wenn man den Chefs oder Gästen etwas Technisches zeigen will, taucht E. P. auf“, sagt er und fügt hinzu: „Warum soll das anders sein, wenn Journalisten kommen. Das gehört einfach zur Technik. Wenn es dabei bleibt, ist es keine Aufregung wert.“







Adieu Salut! Salut Mir!

Orbitalstationen zweier Generationen (Foto links) stehen jetzt in den Trainingshallen des Sternenstädtchens: Salut 7 und „Mir". In beiden bereiteten sich Kisim und Solowjow auf ihre gemeinsamen Raumflüge vor.

Das Rendezvous ist da für Papa und Mama

Sternenstädtchen-Chef, Generalleutnant Georgi Beregowoi (Foto unten ganz links), erklärt FREIE WELT das Andockmanöver für Raumschiffe und Forschungsmodule an „Mir". Es erfolgt frontal an der Stirnseite mit den ausgefahrenen Kopplungsstutzen der ankommenden Schiffe in den Kopplungstrichter von „Mir". „Papa und Mama" heißt dieses Verfahren in der internen Kosmonautensprache. Großmodule, die längsseits anlegen, werden von Manipulatoren, von Greifarmen, zu den seitlichen oder oberen und unteren Andocktrichtern umgesetzt. Auch für diese Manipulatoren gibt es schon einen Fachausdruck im Sternenstädtchen: Lapa (Tatze).

Die Pier von „Mir"

Über fünf solcher Landungsbrücken (Foto unten links) für kosmische Schiffe – für Besatzungstransporter oder Labormodule – verfügt die Kopplungssektion von „Mir". 1987 wird das große Modul-Jahr sein, wenn am Kopf von „Mir" vier komplett eingerichtete Experimentierstätten angekoppelt werden und ein Orbitalkomplex von über einhundert Tonnen und über fünfhundert Kubikmeter Volumen entsteht. Die zehnfache Leistungsfähigkeit soll dann „Mir" schon im ersten Modul-Jahr gegenüber Salut 7 erreichen.

FREIE WELT ruft „Mir" im All

Professor Grischin, der Experte im Flugleitzentrum für technologische Experimente, hört diese Prognosen gern aus dem Munde der Kosmonauten. Der in allen „Interkosmos"-Ländern bekannte Fachmann sagt, „Mir" biete die Möglichkeit, in spezialisiert ausgerüsteten Modulräumen von einhundert Kubikmeter Volumen zur kosmischen Produktion von hochreinen und besonders strukturierten Werkstoffen überzugehen. Professor Grischin betont, daß die „Interkosmos"-Versuchsreihen in Salut 6, an denen Interkosmonauten von neun sozialistischen Ländern beteiligt waren, mit den Anstoß gaben, große Werkstoff-Module zu entwerfen. Die neue Generation von Raumstationen, so Professor Grischin, wird eine zweite Generation von Interkosmonauten hervorbringen.

FREIE WELT: *Während Ihres letzten Fluges avancierten Sie nicht nur zu den kosmischen Dauer-Weltrekordlern. Sie stellten auch einen Langzeit-Arbeitsrekord mit der Weltraumkamera MKF-6 M in Salut 7 auf. Wie zufrieden waren Sie mit dieser Apparatur? Möchten Sie, daß diese Kamera oder eine ihrer verbesserten Ausführungen in einem Spezialmodul für die Station „Mir" installiert wird?*

Kommandant Leonid Kisim: Im Moment können wir in der Station „Mir" von der MKF-6 M lediglich träumen, denn bisher hat noch kein Spezialmodul für Erderkundung angekoppelt. Vom letzten Flug über mehr als sieben Monate Dauer bleibt eine gute Erinnerung an einen treuen Weggefährten, an die MKF-6 M, die uns nicht im Stich ließ. Mit diesem Apparat zu arbeiten, war eine Freude. Die Spezialisten vieler Zweige der Volkswirtschaft, aber auch die Forscher, die sich mit den Geowissenschaften beschäftigen, gewannen wertvolle und nützliche Informationen. Wir denken, daß alle Kosmonauten, die mit der MKF-6 M arbeiteten, den Wissenschaftlern, Konstrukteuren und Arbeitern in der DDR, die diese ausgezeichnete Apparatur bauten, zu Dank verpflichtet sind.

FREIE WELT: *Welcher spezialisierte Forschungsmodul sollte nach Ihrer Meinung zuerst an „Mir" anlegen?*

Bordingenieur Wladimir Solowjow: Den Basisblock der Station „Mir" als konstruktives Kernstück eines großen Forschungslabors zu testen, darin besteht unser jetziger Flugauftrag, ist sehr interessant. Wenn wir jetzt zwischen den verschiedenen Wissenschaftsrichtungen wählen könnten, wünschten wir uns zuerst einen Modul für geophysikalische Forschungen, für Erderkundung, für Meteorologie. Jede freie Minute betrachten wir die Schönheit unseres Planeten, man kann nur schwer den Blick losreißen. Und so ist es natürlich, daß wir vor allem Erderkundungen betreiben möchten, zum Nutzen der Menschen Bodenschätze aufspüren. Wir würden liebend gern sofort wieder mit der MKF-6 M arbeiten, oder noch besser, mit einer vervollkommneten Weiterentwicklung in einem Modul der Station „Mir".

FREIE WELT: *Welche Verbesserungsvorschläge würden Sie zur Weiterentwicklung der MKF-6 M machen?*

Kommandant Leonid Kisim: Wir glauben, daß Modulblöcke für Erderkundung unbedingt eine verbesserte und vervollkommnetere Ausführung der MKF-6 M an Bord haben müßten. Einige Vorschläge zur Weiterentwicklung können wir auf Grund unserer eigenen Erfahrungen machen: Völlige Automatisierung der Kameraeinstellung. Erleichtern des Kassettenwechsels und der Filmeinlage. Die Prozedur des Farbfilterwechsels müßte vereinfacht werden.

Ja, das stimmt, sagt Flugdirektor Valeri Rjumin, der neben mir steht. Er nickt bejahend mit dem Kopf. Ein Jahr lang war die MKF-6 M in seiner Zweier-Besatzung von Salut 6 der „dritte Mann". Was Kisim vorzuschlagen hat, sind Gedanken nach dem bisher erfolgreichsten und ertragreichsten Raumflug überhaupt. Erfahrungen aus 3748 Erdumkreisungen, aus 237 Flugtagen. Über 25 000 Erderkundungsfotos haben er, Solowjow und Dr. Atkow damals von ihrem kosmischen Marathon zur Erde gebracht.

Kosmodrom im All?

FREIE WELT: *Wie schätzen Sie nach drei Wochen Aufenthalt in der neuen Station den Komfort im Vergleich zu Ihrer alten Station Salut 7 ein?*

Bordingenieur Wladimir Solowjow: Die Station „Mir" ist natürlich komfortabler als Salut 7. Das bringt eben der Fortschritt der Technik mit sich. Es ist wärmer, eine angenehme Wohnzimmertemperatur herrscht hier, und viel mehr Platz ist auch hier.
Es gibt eine klare Trennung zwischen Arbeits- und Wohnräumen. Ein großer Eßtisch und eine „Bordküche" gehören ebenso zu den Verbesserungen wie eine Sauna, die zu der Dusche noch hinzugekommen ist. Es ist eine Wohltat, im Orbit eine Sauna zu haben.
Auch in der Kommandosektion, in der sich die wichtigsten Steuerpulte befinden, ist alles übersichtlicher eingerichtet. Ausklappbare Sitze sind anstelle der sperrigen Sessel vor dem Hauptpult angebracht. Die Erfahrungen der Besatzungen, die sich lange in Salut-Stationen aufhielten, wurden bei der Innenarchitektur von „Mir" berücksichtigt. Das erleichtet uns die Arbeit.

FREIE WELT: *Wie sind die Einzelkajüten eingerichtet? Wie schläft es sich in den neuen Schlafsäcken? Haben Sie im Orbit schon geträumt?*

Bordingenieur Wladimir Solowjow: Die Kajüten sind sehr gut eingerichtet, jede mit einem eigenen Fenster, einem Bullauge. In den wollenen Schlafsäcken schläft es sich wunderbar. Der Schlaf in der Nacht ist in der Regel so gut, wie die Arbeit am Tage war. Wir haben damit keine Probleme.

Kommandant Leonid Kisim: Ich träume von Salut 7. Ich möchte bemerken, daß die Station Salut 7, in der wir uns fast acht Monate aufhielten, unser guter alter Freund bleibt und eigentlich auf uns wartet. Ich möchte noch einmal zu Salut 7 fliegen. Auch wenn es nicht derselbe Komfort ist wie in „Mir". Sie hat der Volkswirtschaft der UdSSR viel gegeben, viel für das „Interkosmos"-Programm geleistet. Vielen Dank, Salut 7.

Das klingt wie eine Liebeserklärung an die alte Station von jenem Mann, der am Steuer der neuen sitzt und wie ein Testpilot diese auf Herz und Nieren prüft. Die Idee, zu Salut 7 zu fliegen, existiert, seit Kisim Sojus-T-15 an „Mir" andockte. Das Rendezvous- und Kopplungsmanöver wurde von ihm so präzis ausgeführt, daß kaum Treibstoff aus den Tanks in das Triebwerk von Sojus-T-15 floß. Wohin mit dem gesparten Treibstoff? Ballistiker errechneten, daß er für einen Flug von „Mir" zu Salut 7 ausreicht. Dieses kühne Projekt wird gegenwärtig im Sternenstädtchen erörtert. Vielleicht wissen wir Anfang Mai mehr. Vielleicht erhält Kisim die Starterlaubnis, und sein Traum erfüllt sich. Pendelverkehr zwischen zwei Raumstationen. Die Zukunft der Raumfahrt hat schon begonnen. Salut, „Mir"!

✦

FREIE WELT dankt der Presseabteilung des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten der UdSSR für die Unterstützung zu diesem Beitrag.

BEGE

SCHLOSS NIEDERSCHÖNHAUSEN

In seiner Residenz wurde der Gast mit einem Foto-Album überrascht, dessen Bilder ihn an seinen Aufenthalt in der DDR vor zwanzig Jahren erinnerten.

EHRENMAL TREPTOW

In stillem Gedenken an die sowjetischen Helden, die vor mehr als 40 Jahren im Kampf um die Befreiung Berlins ihr Leben gaben.

SCHLOSS CECILIENHOF

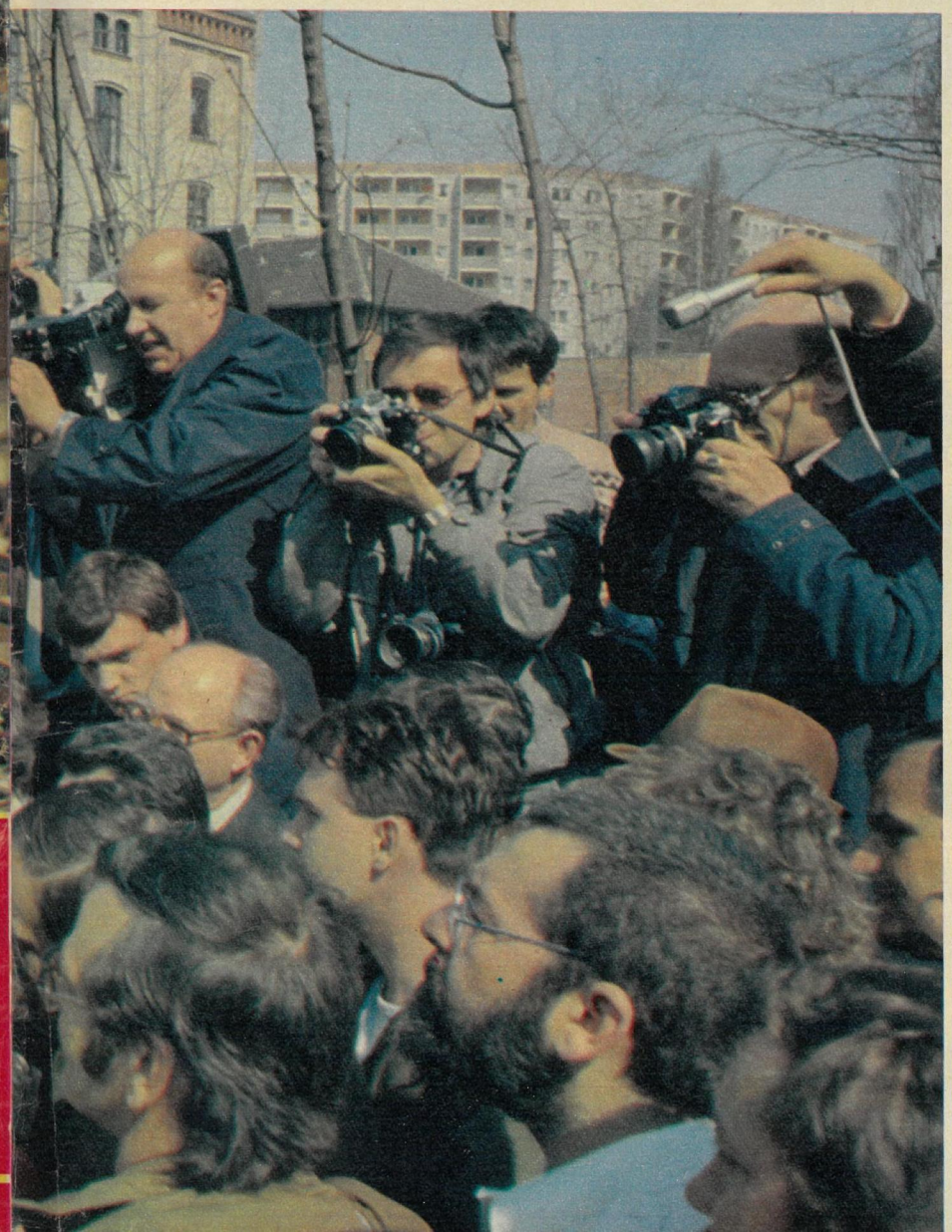
An der historischen Stätte des Potsdamer Abkommens, die bereits von Millionen Menschen aus aller Welt besucht wurde.

ERNST-THÄLMANN-PARK

Im traditionsreichen Arbeiterbezirk Prenzlauer Berg herzliches Gespräch mit Bewohnern des neuerstandenen Wohngebiets.

GNUNGEN

Während der Tage des XI. Parteitages der SED nutzte der Generalsekretär des ZK der KPdSU, Michail Gorbatschow, die Gelegenheit, sich in der Stadt des Friedens an der Spree und deren Umgebung umzuschauen und viele Gespräche zu führen. Wohin er auch kam, stieß er auf Sympathie, fand er offene Herzen.
FREIE WELT konnte den Repräsentanten der Friedensmacht Sowjetunion auf einigen Stationen begleiten.



BEGEGNUNGEN

Komplimente werden allenthalben gern gehört, zumal, wenn sie aus berufenem Munde kommen. Michail Gorbatschow hat sie in diesen Tagen aufrichtigen Herzens, angesichts eigenen Erlebens unserer Republik gegenüber ausgesprochen, dem „fürsorglichen Hausherrn, als den sich das Volk im sozialistischen Staat versteht“ und dessen Hand man überall spüre. Vom Podium des Palastes an die gewählten Abgesandten zum SED-Parteitag gerichtet, galt solche Anerkennung jenen, deren Leistungen im Verlauf der gesamten Geschichte der DDR zu Buche stehen. Allen, die neue, reale Vorhaben konzipieren.

Die Bauleute waren in dieses Werturteil einbezogen, deren beeindruckendes Gesamtwerk Michail Gorbatschow während seiner fast vierstündigen Besichtigung Berlins sah – im Zentrum um das Nikolaiviertel und den Platz der Akademie, in den jungen Stadtbezirken Marzahn und Hohenschönhausen. Gemeint waren die Planer und Architekten, die Künstler, die Parteifunktionäre, die Kommunalpolitiker, gemeint war die Jugend, alle, die den Sozialismus noch attraktiver machen. Die Komplimente waren keine bloße Höflichkeit bei flüchtiger Begegnung. Michail Gorbatschow, der viel Zeit darauf verwendete, die seit seinem Aufenthalt vor zwanzig Jahren in Berlin und verschiedenen Bezirken weiter erblühte Republik, ihre Hauptstadt näher zu betrachten, zog auch diesen Schluß: Sie haben ein sehr sorgsames Verhältnis zur Geschichte, ein hohes Geschichtsbewußtsein, ein echtes Heimatgefühl, das sie überall offenbaren und im Volk verwurzelt haben. Das zu erleben, war interessant, hat sehr beeindruckt, resümierte er. Und er bezog die Schöpfer, die Gestalter

Werkzeugmaschinenkombinat „7. Oktober“
Gern kam der Gast der Bitte nach, sich ins Tagebuch der Brigade „Heinrich Rau“ einzutragen. – Mehr als 2000 hörten auf einem begeisternden Meeting der Freundschaft die Rede Michail Gorbatschows. – Ein rotes Banner mit dem Bildnis Ernst Thälmanns wird den sowjetischen Repräsentanten noch lange an seinen Besuch erinnern.

der attraktiven Stätten ein, auf denen sich nunmehr würdige Denkmäler wie das für Ernst Thälmann, für Karl Marx und Friedrich Engels erheben.

„Bemerkenswert sind die Erfahrungen bei der Verbindung von Wissenschaft und Produktion", hatte er zudem im Grußwort an die Kommunisten der DDR gesagt – eine Wertschätzung besonderer Art an die Adresse der Forscher, der Ingenieure, Technologen, Techniker und alle Facharbeiter. Ihnen war er im Werkzeugmaschinen-Kombinat „7. Oktober" Berlin-Weißensee begegnet, führte Dialoge mit ihnen zum Thema Schlüsseltechnologie, zur Mikroelektronik. Interessierter Gast nicht zuletzt bei den Mitarbeitern des Zentralinstituts für sozialistische Wirtschaftsführung in Rahnsdorf, deren umsichtige und punktuelle Operativität für das Wirken der Kombinate, für effektives Leiten der Wirtschaft er hervorhob.

Wenn Michail Gorbatschow bei seinen oftmaligen Begegnungen insbesondere auch mit der jungen Generation zuversichtlich von den aktiven Fortsetzern der traditionellen deutschen Arbeiterbewegung sprach – im Thälmannpark wie beim Betriebsbesuch in Weißensee –, stets war die Gewißheit des Repräsentanten der Leninschen Bruderpartei zu spüren: Das Werk des Volkes, das auf deutschem Boden den Sozialismus baut, liegt in guten Händen. Mag die bewegende Manifestation der Freien Deutschen Jugend auf dem Marx-Engels-Platz vor dem Tagungsgebäude diese Überzeugung noch bekräftigt haben.

Die hohe Einschätzung der KPdSU, wie sie Michail Gorbatschow in vertrauensvollen Gesprächen gab, galt vorrangig der Bruderpartei, der SED, deren hervorragende Rolle er in den 40 Jahren seit dem Vereinigungsparteitag unterstrich. Seine Worte: Wir waren treue Freunde und Verbündete der SED, der DDR, und wir bleiben es für alle Zeiten; die brüderliche Umarmung mit Erich Honecker im Präsidium des höchsten Forums der Kommunisten unseres Landes war nachhaltige Bekräftigung eines nun schon traditionellen Bandes der Gemeinsamkeit.

Michail Gorbatschow hat dem gemeinschaftlichen Vorwärtsschreiten der UdSSR mit der DDR, mit den sozialistischen Ländern erstrangige Bedeutung zugemessen. Das von ihm gebotene höhere Niveau der Zusammenarbeit um eine ganze Größenordnung, wie er in Anlehnung an Mathematiker formulierte, war auf Schritt und Tritt, bei allen Treffen in Berlin ein markanter Aspekt. Bei den Werkzeugmaschinenbauern im „7. Oktober" plädierte er für eine so eng wie mögliche und direkte Kooperation zwischen Betrieben beider Länder. Nicht nur hinsichtlich von Export und Import volkswirtschaftlich bedeutender Anlagen. Gemeinsame Qualifizierung jener, die die Hochtechnologie zu beherrschen haben, stünde mit an erster Stelle. Wolle man dem Welthöchststand eigenes, sozialistisches Gepräge geben, seien komplizierte Aufgaben zu lösen, die die Zeit stellt. Und das nicht nur, weil unsere internationalistische Überzeugung uns ein solches Zusammenwirken gebietet. Vom selben Geist waren denn auch die Informationen, die der Leiter der KPdSU-Delegation im Kreise der Verantwortlichen des Kombinats erhielt: Die Beziehungen zwischen Produktionsbetrieben der DDR, wie dem des Werkzeugmaschinenbaus in Weißensee, und Anwenderbetrieben in der UdSSR, so dem Fräsmaschinenwerk in Gorki, werden eine neue kooperative Ebene erreichen. Schon in der Phase der Projektierung der Maschinensysteme, in der langfristigen Kadervorbereitung unmittelbar beim sowjetischen Anwender ist die Gemeinschaftsarbeit als unerläßlich erkannt und in fundierter Vorbereitung. Das Beispiel des „7. Oktober" – gegenüber Michail Gorbatschow ausgesprochen – darf als Detail gelten (ebenso wie die Lieferung von 74 flexiblen Maschinensystemen besonders für den Automobilbau der UdSSR). Im Gesamtumfang und auf die Gesamtbeziehungen DDR–UdSSR bezogen mit ihren langfristigen Vereinbarungen sind die „Oktober"-Bausteine von Berlin eine von Michail Gorbatschow als „gute Sache" bezeichneter Tatbestand gemeinsamer Entschlossenheit, die sozialistische Gesellschaft unermüdlich zu vervollkommnen und ihre Anziehungskraft durch die Wirkung des Beispiels zu erhöhen.

Günter Stechow

Fotos: Peter Meißner (5), Volker Hohlfeld (1), ZB/Hartmut Reiche

Im nächsten Heft:

Menschen, Daten, Terminals

Begegnungen und Beobachtungen unmittelbar nach dem XI. Parteitag im VEB Robotron-Elektronik Zella-Mehlis. Thüringer Rechentechnik hilft KAMAS-Lastwagen produzieren (Foto).

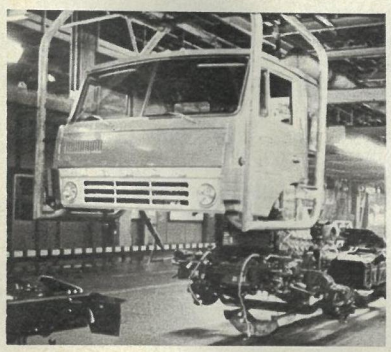


Foto V. Billeb

Ein Außenminister verliert die Fassung

Im Frühjahr 1922 sitzt zum erstenmal ein sowjetischer Volkskommissar am Tisch einer großen internationalen Konferenz und macht einen Vorschlag, den niemand erwartet hat.
Teil I einer FREIE-WELT-Serie zur Geschichte der Abrüstung.

Lotos und Zuckerpalmen

FREIE WELT-Reporter unterwegs in Südostasien. In einem Reisebericht schildern sie das neue Leben der Reisbauern in der Volksrepublik Kampuchea.

Foto: A. Paszkowiak

Das Gesicht

Sie spielte die Rosa im Thälmann-Film. FW besuchte Christine Schorn.

Frühlingsfahrt an die BAM

Sibiriens Bodenschätze zu heben, stellt Aufgaben, bei denen Ökonomie und Ökologie zusammenprallen. FW-Reporter waren in der West-BAM-Region.

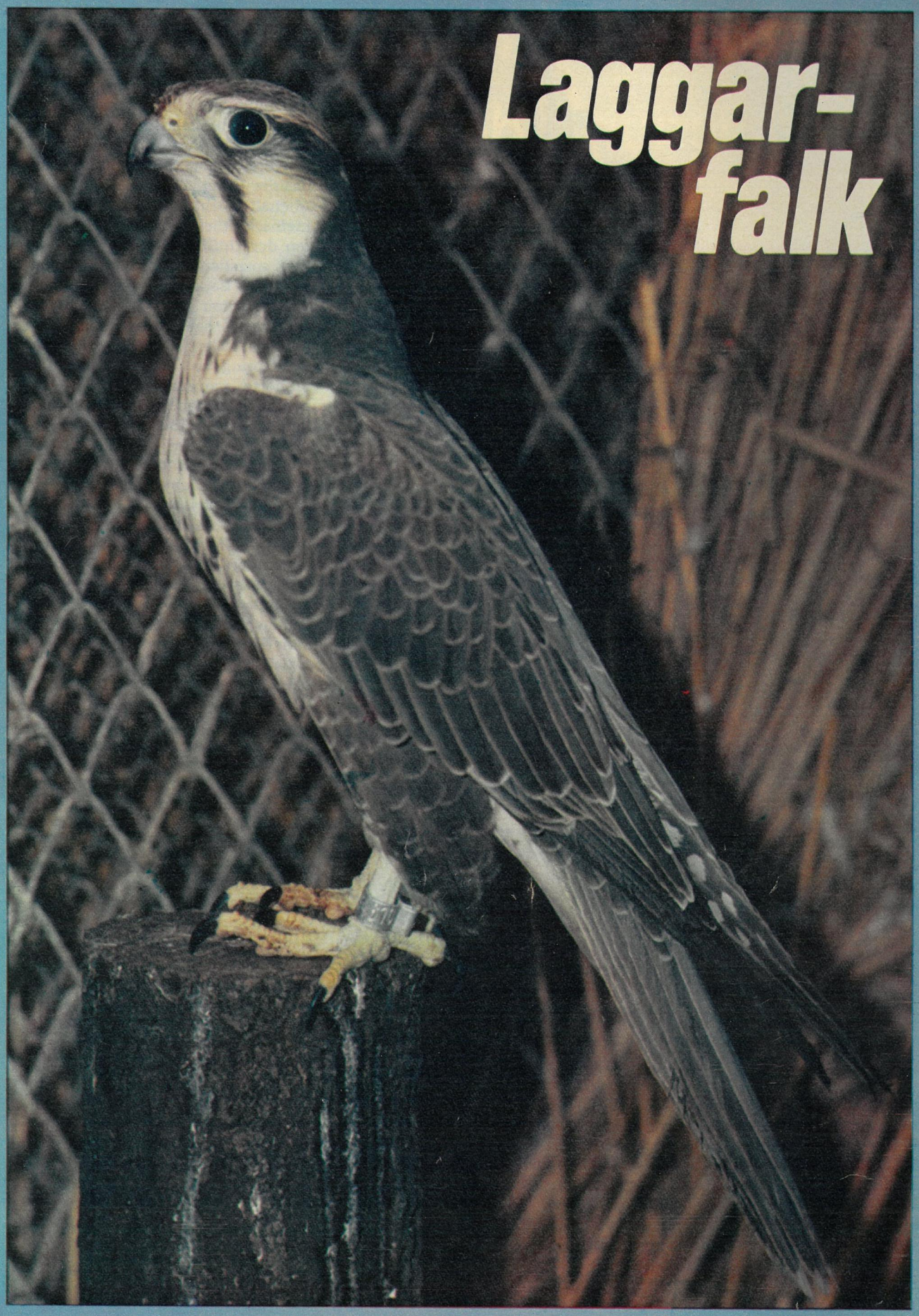
Redaktionsschluß für dieses Heft: 21. 4. 1986

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

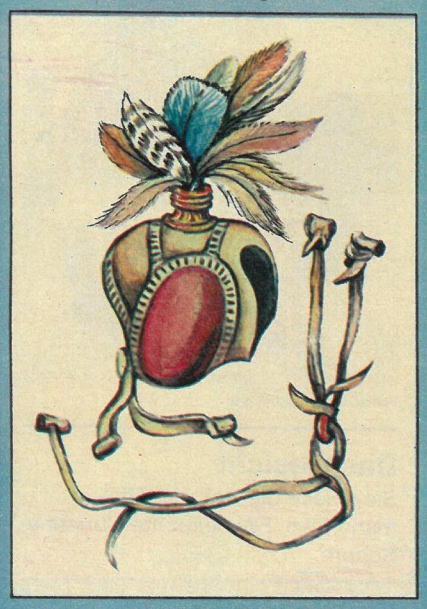
GREIFVÖGEL der Sowjetunion — 6

Laggarfalk



Die Gruppe der Edelfalken umfaßt einen besonderen Typ innerhalb der Greifvögel. Der stromlinienförmige Körper, die langen, spitzen Flügel, der kurze, spitz zulaufende Schwanz sowie ein hartes Gefieder ermöglichen ihnen im Jagdflug sehr hohe Geschwindigkeiten. Die weitgehend spezialisierten Vogeljäger können ihre Beute im Flug einholen und schlagen. Ihre Füße sind nicht so kräftig wie bei Bussarden und Adlern, die Zehen länger und an der Unterseite mit hornigen Warzen besetzt. Damit vermögen Falken ihre bewegliche Beute sehr gut festzuhalten – zu „binden", wie der Weidmann sagt. Im Gegensatz zu anderen Greifen töten sie ihre Beute nicht mit den Krallen, sondern mit ihrem Schnabel, der am oberen Teil eine besonders scharfe Zacke, den „Falkenzahn", besitzt. Edelfalken sind auf der Erde überall dort vertreten, wo es genügend fliegende Beute gibt. In Färbung und Größe haben sie sich ihrem Lebensraum jeweils besonders angepaßt. Im Gebiet der Turkmenischen Sowjetrepublik, von Afghanistan bis nach Indien und Zentralburma kommt der Laggarfalk vor. Seine helle, bräunliche Körperbefiederung verrät, daß er in Halbwüsten und ähnlich trokkenen Gebieten zu Hause ist.

Wie alle Falken wird auch der Laggarfalk seit Jahrhunderten zur Beize genutzt. In den letzten Jahrzehnten jedoch sind fast alle Edelfalken durch Veränderung der Umwelt und Plünderung der Gelege besorgniserregend dezimiert worden. Glücklicherweise gelingt es jetzt, diese Vögel in größerer Zahl nachzuzüchten. So werden die Bestände in der Natur mit vom Menschen ausgesetzten, „ausgewilderten"



Falken wieder aufgefrischt. Auch Beizfalken sollen aus solchen Nachzuchten allmählich wieder zur Verfügung stehen. In der Sowjetunion und in anderen sozialistischen Ländern werden Einrichtungen geschaffen, die sich vorrangig mit dem Schutz und der Zucht großer Falken beschäftigen. – Zeichnung oben: „Stockhaube" für die Falkenbeize und „Geschüh" (Fußriemchen).

Text: Dr. D. Minnemann, Fotos im Berliner Tierpark; M. Barz
Vignetten: Regine Kempf

IN STICHWORTEN:

Vogeltyp:	**Greifvogel, Edelfalke**
Verbreitung:	**Turkmenische SSR, Afghanistan, Indien, Randgebiete des Himalaja**
Merkmale:	**Gefieder bräunlich bis hell, Körper stromlinienförmig, Flügel schmal und spitz**
Nahrung:	**Vögel, Reptilien, Insekten**
Brutbiologie:	**3–5 stark gefleckte Eier**

UNSERE FRAGE:
Welche Höchstgeschwindigkeit kann ein Edelfalke erreichen? a) ca. 100 km/h – b) ca. 200 km/h – c) ca. 300 km/h?

Ihre Schätzung bitte auf Postkarte mit Marke „Greifvögel 6" bis 13. Mai an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin 1056.

Zu gewinnen je einmal 100,– Mark und 75,– Mark sowie dreimal 50,– Mark. Auflösung in Heft 11.